



Thorsten Faas | Oscar W. Gabriel | Jürgen Maier [Hrsg.]

Politikwissenschaftliche Einstellungs- und Verhaltensforschung

Handbuch für Wissenschaft und Studium



Nomos

Thorsten Faas | Oscar W. Gabriel | Jürgen Maier [Hrsg.]

Politikwissenschaftliche Einstellungs- und Verhaltensforschung

Handbuch für Wissenschaft und Studium



Nomos

© Titelbild: Grafik, Mercedes Reichstein

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-2175-7 (Print)

ISBN 978-3-8452-6489-9 (ePDF)

1. Auflage 2020

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2020. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhaltsverzeichnis

1. Politikwissenschaftliche Einstellungs- und Verhaltensforschung	17
<i>Oscar W. Gabriel, Jürgen Maier und Thorsten Faas</i>	
I. Politische Kommunikation	
2. Prozesse der Beschaffung und Verarbeitung politischer Informationen	93
<i>Constanze Beierlein und Axel Burger</i>	
3. Interpersonale Kommunikation	121
<i>Rüdiger Schmitt-Beck und Anne Schäfer</i>	
4. Massenkommunikation	141
<i>Christian Schemer und Stefan Geiß</i>	
5. Wahlkampfkommunikation	164
<i>Jakob-Moritz Eberl und Hajo G. Boomgaarden</i>	
6. Kommunikation auf sozialen Netzwerkplattformen	184
<i>Andreas Jungherr</i>	
II. Politische Einstellungen	
7. Wertorientierungen und Wertewandel	209
<i>Philipp Scherer und Sigrid Roßteutscher</i>	
8. Einstellungen zur Demokratie	230
<i>Oscar W. Gabriel</i>	
9. Politisches Vertrauen	248
<i>Sonja Zmerli</i>	
10. Kognitives politisches Engagement	273
<i>Bettina Westle</i>	
11. Extremismus	296
<i>Kai Arzheimer</i>	
12. Policy-Orientierungen	309
<i>Eva-Maria Trüdinger</i>	
III. Politische Partizipation	
13. Wahlbeteiligung	327
<i>Markus Steinbrecher</i>	
14. Beteiligung an direktdemokratischen Verfahren	348
<i>Adrian Vatter, Thomas Milic und Bianca Rousselot</i>	

15. Partizipation im Rahmen der parteienstaatlichen Demokratie	376
<i>Markus Klein</i>	
16. Politischer Protest und Konsum	393
<i>Jan W. van Deth und Carolin Zorell</i>	
17. Deliberative Beteiligungsformen	413
<i>Claudia Landwehr</i>	
IV. Wählerverhalten	
18. Soziale Konflikte, sozialer Wandel, sozialer Kontext und Wählerverhalten	437
<i>Marc Debus und Jochen Müller</i>	
19. Parteiidentifikation: Konzeptionelle Debatten und empirische Befunde	458
<i>Martin Kroh</i>	
20. Kandidatenorientierungen und Wahlentscheidung	480
<i>Dieter Ohr</i>	
21. Issue Voting und Economic Voting	502
<i>Thorsten Faas und Arndt Leininger</i>	
22. Kognitive Prozesse und Wählerverhalten	527
<i>Alexander Jedinger</i>	
23. Strategisches Wählen	554
<i>Evelyn Bytzek</i>	
24. Nebenwahlen	572
<i>Kerstin Völkl und Rebekka Heyme</i>	
V. Methoden	
25. Experimente	593
<i>Sascha Huber</i>	
26. Implizite politische Einstellungsmessung	615
<i>Isabella Bablok, Anna Baumert und Michaela Maier</i>	
27. Methoden zur Messung von Informationsverarbeitung: Reaktionszeitmessung, real-time response-Messung, information boards	636
<i>Thorsten Faas, Jürgen Maier und Jochen Mayerl</i>	
28. Skalenbasierte Messung von Informationsverarbeitung	655
<i>Alice Binder, Christian von Sikorski und Jörg Matthes</i>	

29. Innovative Methoden der Inhaltsanalyse – automatisierte Verfahren im Fokus	669
<i>Hannah Schmid-Petri und Silke Adam</i>	
30. Psychophysiologische Messungen	681
<i>Christian Schemer und Svenja Schäfer</i>	
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	699
Sachregister	703

Abbildungsverzeichnis

3. Interpersonale Kommunikation	121
Abbildung 1: Politische Gespräche in Deutschland, 1972–2015	126
Abbildung 2: Häufigkeit politischer Gespräche in den Bundestagswahlkämpfen 2009 und 2013	127
Abbildung 3: Intensität politischer Gespräche in den Bundestagswahlkämpfen 2009 und 2013	128
4. Massenkommunikation	141
Abbildung 1: Reichweitenindikatoren politisch relevanter Medienangebote	146
Abbildung 2: Umfang der Zeitungsberichterstattung über Politik, 1951-1995	148
Abbildung 3: Politikfelder in Fernsehnachrichten 2015	149
Abbildung 4: Themen der Zeitungsberichterstattung über Politik und Vermischtes, 1951-1995	149
Abbildung 5: Negativität der Zeitungsberichterstattung, 1951-1995	153
7. Wertorientierungen und Wertewandel	209
Abbildung 1: Theoretisches Modell des Werteraumes nach Schwartz	216
Abbildung 2: Entwicklung gesellschaftlicher Werthaltungen in Deutschland, 1980-2014	218
Abbildung 3: Die Bedeutung politischer Ziele im Zeitverlauf, 1980-2014	219
Abbildung 4: Verteilung der Wertetypen nach der Parteipräferenz, 2014	221
Abbildung 5: Wertetypen nach Parteipräferenz im Zeitverlauf, 1980-2014	224
9. Politisches Vertrauen	248
Abbildung 1: Politisches Vertrauen in Deutschland	258
Abbildung 2: Vertrauen in regulative Institutionen, Ost- und Westdeutschland	259

Abbildung 3: Vertrauen in repräsentative Institutionen, Ost- und Westdeutschland ...	259
11. Extremismus	296
Abbildung 1: Das Hufeisen-Schema	297
13. Wahlbeteiligung	327
Abbildung 1: Entwicklung der Wahlbeteiligung in Deutschland bei Bundestags-, Landtags- und Europawahlen, 1946-2016	331
14. Beteiligung an direktdemokratischen Verfahren	348
Abbildung 1: Beteiligung bei eidgenössischen Urnengängen, 1951-2015	351
Abbildung 2: Durchschnittliche kantonale Leerstimmenanteile bei allen eidgenössischen Abstimmungen zwischen 1971-2017	367
15. Partizipation im Rahmen der parteienstaatlichen Demokratie	376
Abbildung 1: Die Entwicklung der absoluten Zahl der Parteimitglieder und der Rekrutierungsfähigkeit des Parteiensystems in Deutschland zwischen 1990 und 2015	382
16. Politischer Protest und Konsum	393
Abbildung 1: Typologie und Einordnung politischer Beteiligungsformen	397
Abbildung 2: Beteiligungsraten an verschiedenen Partizipationsformen in Deutsch- land, 2002-2014	399
17. Deliberative Beteiligungsformen	413
Abbildung 1: Mikrofundierung deliberativer Theorien	428
18. Soziale Konflikte, sozialer Wandel, sozialer Kontext und Wählerverhalten	437
Abbildung 1: Berufsstruktur in Deutschland zwischen 1957 und 2015	443

Abbildung 2: Konfessionszugehörigkeit in Deutschland zwischen 1956 und 2014	444
Abbildung 3: Kerngruppen der sozialen Konflikte zwischen 1990 und 2014 (Westdeutschland)	445
19. Parteiidentifikation: Konzeptionelle Debatten und empirische Befunde	458
Abbildung 1: Die Häufigkeit der Parteiidentifikation in Deutschland	468
Abbildung 2: Die Panel-Stabilität der Parteiidentifikation in Deutschland	469
21. Issue Voting und Economic Voting	502
Abbildung 1: Anteil der Befragten des Politbarometers, die „Arbeitslosigkeit“ oder „Ausländer“ als wichtigstes Thema nennen, Westdeutschland 1987-2017	510
Abbildung 2: Anteil der Befragten, die „Soziale Gerechtigkeit“ oder „Zuwanderung“ als wichtigstes Thema im Bundestagswahlkampf 2017 nennen	511
Abbildung 3: Kompetenzzuschreibungen über alle Themen hinweg sowie speziell für Zuwanderung bzw. soziale Gerechtigkeit im Bundestagswahlkampf 2017	512
Abbildung 4: Wahrnehmungen von Parteipositionen sowie durchschnittliche Selbsteinstufungen der Wähler im zeitlichen Umfeld der Bundestagswahlen 2009, 2013 und 2017	514
Abbildung 5: Arbeitslosenquoten und mittlere Wahrnehmungen der allgemeinen und individuellen aktuellen Wirtschaftslage, 1982-2016	515
22. Kognitive Prozesse und Wählerverhalten	527
Abbildung 1. Politische Einstellungen als mentale Netzwerke	530
26. Implizite politische Einstellungsmessung	615
Abbildung 1: Entscheidungsbeispiele aus einem Standard-IAT	620
Abbildung 2: Illustration eines Papier-IAT	627
Abbildung 3: Abfolge der EU-AMP	628

Abbildung 4: Moderationseffekt formaler Bildung	629
27. Methoden zur Messung von Informationsverarbeitung: Reaktionszeitmessung, real-time response-Messung, information boards	636
Abbildung 1: Vier-Bildschirme-Technik in einem CATI-/CAPI-Survey	639
Abbildung 2: Drehregler	646
Abbildung 3: Durchschnittliche RTR-Bewertungen	646
Abbildung 4: Logik eines statischen information boards	648
Abbildung 5: Screenshot der simulierten Wahlkampfumgebung	650
Abbildung 6: Durchschnittliche Menge an gelesenen kurzen (Statements) und langen (Positionen) Informationen, getrennt nach politischer Involvierung	651
28. Skalenbasierte Messung von Informationsverarbeitung	655
Abbildung 1: Modell der skalenbasierten Messung von Informationsverarbeitung ...	663
29. Innovative Methoden der Inhaltsanalyse – automatisierte Verfahren im Fokus	669
Abbildung 1: Top words von topics in der Online-Diskussion über Lebensmittelsi- cherheit in den USA	675

Tabellenverzeichnis

3. Interpersonale Kommunikation	121
Tabelle 1: Wahrgenommene Wahlabsichten der beiden wichtigsten Gesprächspartner	129
Tabelle 2: Beziehungen zu den beiden wichtigsten Gesprächspartnern	130
Tabelle 3: Meinungsverschiedenheiten mit den beiden wichtigsten Gesprächspartnern	130
4. Massenkommunikation	141
Tabelle 1: Anteile der Genres der Fernsehprogramme 2015	148
Tabelle 2: Auftritte von Politikern in Fernsehnachrichten (Top 10)	150
7. Wertorientierungen und Wertewandel	209
Tabelle 1: Wahlwahrscheinlichkeiten nach Wertetypen, 2014	222
8. Einstellungen zur Demokratie	230
Tabelle 1: Unterstützung eines demokratischen Regimes in Deutschland, 1991-2014	237
Tabelle 2: Demokratiezufriedenheit in Deutschland, 1994-2014	239
10. Kognitives politisches Engagement	273
Tabelle 1: Interesse an Politik und Wichtigkeit von Politik, absolut und im Vergleich mit anderen Lebensbereichen, 1980–2016	282
Tabelle 2: Häufigkeit von Diskussionen zu lokaler, nationaler und europäischer Politik, 2011-2016	283
Tabelle 3: Wichtigste Nachrichtenquelle, 2011-2016	284
Tabelle 4: Faktenwissen zu politischen Strukturen, Policies und Ämtern sowie zu Parteizugehörigkeiten von Politiker/innen	285

Tabelle 5:	Ideologische Konzeptualisierungsfähigkeit, 1980–2014	286
Tabelle 6:	Zusammenhänge zwischen den Merkmalen kognitiven politischen Engagements	288
12. Policy-Orientierungen		309
Tabelle 1:	Dimensionen von policy-Orientierungen in der Übersicht	311
Tabelle 2:	Performanzbewertung der Bundesregierung, 2002-2014	315
Tabelle 3:	Präferenzen für das Ausmaß der Staatstätigkeit, 1990-2016	316
13. Wahlbeteiligung		327
Tabelle 1:	Wahlbeteiligung bei Bundestagswahlen in Ost- und Westdeutschland, 1990-2013	332
15. Partizipation im Rahmen der parteienstaatlichen Demokratie		376
Tabelle 1:	Aktivitätsniveau der deutschen Parteimitglieder 1998 und 2009	384
Tabelle 2:	Aktivitätsformen der deutschen Parteimitglieder 1998 und 2009	384
Tabelle 3:	Aktivitätstypen unter den deutschen Parteimitgliedern 1998 und 2009	385
17. Deliberative Beteiligungsformen		413
Tabelle 1:	Modelle deliberativer Bürgerbeteiligung	424
18. Soziale Konflikte, sozialer Wandel, sozialer Kontext und Wählerverhalten		437
Tabelle 1:	Berufsgruppen und Wahlabsicht bei den Bundestagswahlen 1976 und 2013	447
Tabelle 2:	Konfessionen und Wahlabsicht bei den Bundestagswahlen 1976 und 2013	448
Tabelle 3:	Soziale Gruppenzugehörigkeit und -bindung und Wahlverhalten in Westdeutschland zu den Bundestagswahlen 1976 und 2013	450

Tabelle 4:	Soziale Gruppenzugehörigkeit und -bindung und Wahlverhalten bei der Bundestagswahl 2013, differenziert nach west- und ostdeutschen Bundesländern	451
19.	Parteiidentifikation: Konzeptionelle Debatten und empirische Befunde	458
Tabelle 1:	Die intergenerationelle Transmission der Parteiidentifikation	471
22.	Kognitive Prozesse und Wählerverhalten	527
Tabelle 1:	Multiattributive Einstellungsmodelle	534
24.	Nebenwahlen	572
Tabelle 1:	Landtagswahlen – Anteil ungültiger Stimmen, Wahlbeteiligung und Wahlergebnisse im Vergleich zur Bundestagswahl, bis und nach 1990.	576
Tabelle 2:	Landtagswahlen – Anteil ungültiger Stimmen, Wahlbeteiligung und Wahlergebnisse im Durchschnitt, 1990-2017.	578
Tabelle 3:	Europawahlen in Deutschland – Anteil ungültiger Stimmen, Wahlbeteiligung und Wahlergebnisse im Vergleich zur Bundestagswahl, 1979–2014.	580
27.	Methoden zur Messung von Informationsverarbeitung: Reaktionszeitmessung, real-time response-Messung, information boards	636
Tabelle 1:	Einfluss der Wahlabsicht auf das Wahlverhalten (Logit-Koeffizienten)	642
28.	Skalenbasierte Messung von Informationsverarbeitung	655
Tabelle 1:	Items zur Messung der systematischen und heuristischen Verarbeitung	663

1. Politikwissenschaftliche Einstellungs- und Verhaltensforschung

Oscar W. Gabriel, Jürgen Maier und Thorsten Faas

1. Die Entwicklung

1.1 Die frühen Studien

Im Vergleich zu anderen Teilgebieten der Politikwissenschaft handelt es sich bei der Einstellungs- und Verhaltensforschung um ein junges Forschungsfeld. Erste Pionierarbeiten wurden in den 1920er Jahren veröffentlicht. Die frühe politikwissenschaftliche Einstellungsforschung, für die vor allem Harold D. Lasswell (1930, 1936) steht, knüpfte an die psychoanalytische Persönlichkeitsforschung an und beschäftigte sich mit grundlegenden politisch relevanten Persönlichkeitseigenschaften. Nahezu zeitgleich entstanden die wahlsoziologischen Pionierstudien von Merriam und Gosnell (1924), Gosnell (1927) und Tingsten (1937), die den Einfluss institutioneller und soziodemografischer Faktoren auf die Wahlbeteiligung und die Verteilung der Parteipräferenz in politischen Einheiten untersuchten (Asher, Richardson und Weisberg 1984: 26ff.). Der nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Aufschwung der Einstellungs- und Verhaltensforschung wäre ohne den Aufbau einer professionellen Umfrageforschung, der sich seit dem Beginn der 1930er Jahre in den USA und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa vollzog, nicht möglich gewesen.

Die erste große, auf Umfragedaten gestützte und unter dem Titel „The People’s Choice“ publizierte wahlsoziologische Studie (Lazarsfeld, Berelson und Gaudet 1944) gilt als Grundlage mikrosoziologischer Analysen des Wählerverhaltens und untersucht die Bedeutung von Gruppenzugehörigkeiten und Prozessen der Einstellungsbildung für das Zustandekommen individueller Wahlentscheide. Obgleich dieser Ansatz zunächst im Schatten der etwas später entstandenen sozialpsychologischen Schule um Angus Campbell stand (Campbell, Gurin und Miller 1954; Campbell u. a. 1960), handelt es sich aus heutiger Sicht um eine unter mehreren Gesichtspunkten bahnbrechende Untersuchung. Sie steht an der Schnittstelle von Wahl-, Kommunikations- und Einstellungsforschung, berücksichtigt die Dynamik des Prozesses der Informationsverarbeitung, Urteilsbildung und Entscheidung und bezieht neben individuellen Charakteristika die Eigenschaften des sozialen Umfeldes von Individuen in die Erklärung des Wählerverhaltens ein. In methodischer Hinsicht verdient diese Studie deshalb besondere Würdigung, weil sie erstmals das Entstehen politischer Einstellungen und Verhaltensweisen durch einen Rückgriff auf Paneldaten, also eine Mehrfachbefragung eines identischen Personenkreises, zu erklären versuchte.

Als prägende Publikation des sozialpsychologischen Ansatzes des Wahlverhaltens entfaltete „The American Voter“ zunächst eine stärkere Ausstrahlung auf die sich etablierende politikwissenschaftliche Einstellungs- und Verhaltensforschung als „The People’s Choice“. Das Ziel, den Einfluss der langfristig stabilen Parteiidentifikation sowie der kurzfristig wirksamen Themen- und Kandidatenorientierungen auf die Entscheidung der Wähler bei Präsidentschafts- oder Parlamentswahlen zu klären, wurde bestimmend für die US-amerikanische Wahlforschung. Es prägte aber auch das wissenschaftliche Profil der Wahlforschung in vielen anderen demokratisch regierten Staaten, in denen sich die empirische Wahlforschung mit einer zeitlichen Verzögerung von ein bis zwei Dekaden etablierte (Thomassen 1974). Zugleich setzte

„The American Voter“ in konzeptueller und methodischer Hinsicht wichtige Impulse für die politikwissenschaftliche Einstellungs- und Partizipationsforschung. Durch die Untersuchung der Teilnahme an Wahlen und anderer mit Wahlen und Wahlkämpfen verbundener Aktivitäten stellte die Studie einen Bezug zur Partizipationsforschung her. Brücken zur Einstellungsforschung schlugen der „American Voter“ und seine Vorläuferstudie durch die Einführung der Konzepte der Parteiidentifikation, der *civic duties* und des politischen Selbstwertgefühls (*political efficacy*). Seit dem „American Voter“ haben Befragungen national repräsentativer Bevölkerungsquerschnitte ihren festen Platz in der Wahl- und Einstellungsforschung, häufig in Form dauerhaft institutionalisierter *national election studies* (Lewis-Beck u. a. 2008: 10ff.; Miller 1994; Sapiro und Bartels 1998).

Ungeachtet mehrerer wichtiger Studien konnte jedoch selbst in den Vereinigten Staaten in den 1950er und 1960er Jahren von einer einheitlichen politikwissenschaftlichen Teildisziplin der „Einstellungs- und Verhaltensforschung“ noch keine Rede sein. Ein Blick auf die theoretischen und methodischen Zugänge sowie die substanziellen Forschungsinteressen der auf diesem Gebiet tätigen Forscher vermittelt ein heterogenes Bild und zeigt zahlreiche weiße Flecken auf der Landkarte der Forschung. Für die deutsche Politikwissenschaft war diese Situation für mindestens noch zwei weitere Dekaden kennzeichnend. Zudem gingen die wenigen einschlägigen Veröffentlichungen überwiegend auf das Konto einzelner, international gut vernetzter Wissenschaftler (Almond 1996).

1.2 Die theoretische Fundierung der Einstellungs- und Verhaltensforschung durch den Behaviorismus

Ein erster Schritt auf dem Weg zu einer breiten, systematischen, theoretisch und methodisch anspruchsvollen Beschäftigung mit den politischen Einstellungen und Verhaltensweisen von Individuen erfolgte in den frühen 1950er Jahren, als sich in den USA der Behaviorismus als Gegenbewegung zu der bis dahin weitgehend auf klassische Institutionenlehre und Ideengeschichte verengten traditionellen Politikwissenschaft formierte (Falter 1982). Als Vorbild der von den Behavioristen geforderten Neuorientierung der Politikwissenschaft diente der psychologische Behaviorismus. In seiner radikalen, von Watson (1913) konzipierten Form zielte dieser Ansatz darauf, die Psychologie als exakte empirische Disziplin zu etablieren und sie auf das Studium unmittelbar beobachtbarer individueller Verhaltensweisen zu beschränken. Im Fokus des Forschungsinteresses standen Individuen. Zur Erklärung ihres Verhaltens wurden ausschließlich direkt beobachtbare Umweltreize herangezogen (*stimulus-response*-Modell). In dieser radikalen Variante spielte der Behaviorismus in der Politikwissenschaft allerdings niemals eine Rolle. Vielmehr griff der politikwissenschaftliche Behaviorismus auf das erweiterte behavioralistische *stimulus-organism-response*-Modell zurück und räumte latenten Größen wie den politischen Einstellungen von Individuen einen eigenständigen Status unter den Bestimmungsfaktoren des politischen Verhaltens ein. In einem programmatischen Artikel stellte David Easton (1967: 16f.) die im Großen und Ganzen akzeptierten Leitlinien der behavioralistischen Forschung zusammen. Sie lassen sich mit den Sammelbegriffen Theorieorientierung, Erfahrungskontrolle, Methodenbewusstsein, Wertfreiheit und Interdisziplinarität umschreiben und wie folgt spezifizieren (detaillierter dazu: Opp 1970: 29ff.):

Theorieorientierung: Es gibt beobachtbare Regelmäßigkeiten im politischen Verhalten von Individuen, deren Beschreibung und Erklärung die Aufgabe der empirischen Politikwissenschaft darstellt. Dem entsprechend zielt sie auf die Entwicklung allgemeiner Theorien, die empirisch prüfbare Erklärungen für das Auftreten bestimmter politischer Verhaltensformen liefern. Wissenschaftliche Forschung muss Theorie und empirische Analyse systematisch miteinander verbinden. Die Resultate theorieloser empirischer Forschung bleiben trivial, von empirischer Forschung nicht kontrollierte Theorien sind nutzlos.

Als Theorien bezeichnen die Behavioristen allgemeine Hypothesen über das Vorliegen kausaler Zusammenhänge zwischen mindestens zwei politischen Sachverhalten. Diese Aussagen sind universeller Art. Im Grundsatz ist ihr Geltungsanspruch räumlich und zeitlich nicht begrenzt. Ihre Gültigkeit wird durch ihre Konfrontation mit Beobachtungsaussagen geprüft. Nach den Grundsätzen der empirischen Wissenschaftslehre umfasst eine politikwissenschaftliche Erklärung neben einer Kausalhypothese mindestens zwei singuläre Aussagen, von denen eine die in der Hypothese postulierte Bedingung (Ursache, unabhängige Variable) und die andere die in ihr enthaltene Folge der Bedingung (Wirkung, abhängige Variable) beschreibt. Im Falle einer korrekten Erklärung lässt sich der Folgesatz logisch aus einer Verknüpfung der allgemeinen Hypothese mit dem Bedingungssatz ableiten.

Erfahrungskontrolle: In den Erfahrungswissenschaften bildet die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit das wichtigste Kriterium für die Geltung aller wissenschaftlichen Aussagen. Nur empirische Aussagen (Beobachtungsaussagen) beziehen sich auf sinnlich wahrnehmbare Tatbestände und sind für die Prüfung empirischer Verhaltenstheorien relevant. Analytische und normative Aussagen basieren auf anderen Geltungsstandards als empirische Aussagen und spielen für Urteile über die Qualität empirischer Theorien keine Rolle. Nomologisch-deduktive Theorien können nur solange als gültig betrachtet werden, wie sie nicht durch eine Beobachtungsaussage widerlegt wurden. Sofern die in der Wenn-Komponente einer Hypothese spezifizierten Bedingungen vorliegen, ist eine Theorie dann falsifiziert, wenn die in der Dann-Komponente der Hypothese postulierte Wirkung nicht eintritt. Der empirische Bewährungsgrad induktiv-probabilistischer Theorien steigt mit der Zahl erfolgreich durchgeführter empirischer Tests.

Methodenbewusstsein: Standardisierten Verfahren der Datenerhebung (Umfragen, Beobachtungen, Inhaltsanalysen und Experimente) sowie der statistischen Datenanalyse kommt eine Schlüsselstellung bei der Prüfung empirischer Theorien zu. Die Verwendung objektiver und standardisierter Verfahren soll die intersubjektive Gültigkeit wissenschaftlicher Aussagen sicherstellen, indem sie bewirkt, dass verschiedene Forscher beim Einsatz derselben Forschungsmethode dieselben Ergebnisse erzielen. Im Interesse einer möglichst großen Genauigkeit politikwissenschaftlicher Aussagen ist die Erhebung quantitativer Daten anzustreben. Hierin liegt jedoch kein Selbstzweck, vielmehr ist die theoretische Relevanz der quantitativen Befunde zu beachten.

Wertfreiheit: Die praktische Anwendung politikwissenschaftlicher Erkenntnisse setzt Grundlagenforschung voraus. Zur Lösung von Problemen der politischen Praxis kann die Politikwissenschaft ausschließlich durch bewährte Theorien beitragen, da sie die Grundlage von Prognosen und Technologien bilden. Die praktische Relevanz von Theorien hängt keineswegs davon ab, dass sie in einer normativen Sprache formuliert sind. Aus dem Selbstverständnis der Politikwissenschaft als einer empirischen Disziplin, deren Aufgabe in der Beschreibung und Erklärung politischer Sachverhalte besteht, ergibt sich vielmehr die Notwendigkeit, in wissenschaftlichen Analysen politische Bewertung und empirische Erklärung strikt voneinander zu trennen.

Wissenschaftler können sich mit beiden Arten von Problemen beschäftigen, dürfen aber das eine nicht mit dem anderen verwechseln. Normative Aussagen sind aus dem Begründungszusammenhang der Wissenschaft auszuschließen. Auf der anderen Seite schließt das Befolgen des Wertfreiheitsprinzips die empirische Untersuchung der Struktur, Verteilung, Bedingungen und Folgen von Werten und Wertorientierungen weder aus noch impliziert es die Notwendigkeit, auf Wertungen im Entstehungs- und Verwendungszusammenhang wissenschaftlicher Forschung zu verzichten.

Interdisziplinarität: Das politische Verhalten von Individuen lässt sich nur aus dem Gesamtzusammenhang einer sozialen Handlungssituation heraus verstehen. Dies legt es nahe, die Erklärungskraft politikwissenschaftlicher Theorien durch einen Rückgriff auf die Erkenntnisse solcher Nachbardisziplinen zu verbessern, die sich ebenfalls mit dem individuellen Verhalten beschäftigen und theoretisch und methodisch weiter fortgeschritten sind als die Politikwissenschaft. Das Bemühen um die Aufnahme von Erklärungsansätzen und Forschungsmethoden aus den Nachbardisziplinen Soziologie, Psychologie und Ökonomie beeinflusste bereits in den fünfziger Jahren die politikwissenschaftliche Theoriediskussion. Die ökonomische Verhaltenstheorie (*rational choice*-Theorie) ist ebenso ein Produkt der interdisziplinären Orientierung wie die in Anlehnung an den Strukturfunctionalismus entwickelten politikwissenschaftlichen Systemtheorien. Schließlich fand das Bemühen um einen Theorie- und Methodentransfer seinen Niederschlag in zahlreichen Feldern der empirischen Forschung, zum Beispiel in der Wahlforschung, der Analyse politischer Kultur und der Elitenforschung.

Das Programm der empirischen Wissenschaftslehre sollte der Forschung als methodologische Leitlinie dienen; die konsequente Orientierung an diesen Prinzipien sollte das Fach näher an die Analyse der politischen Wirklichkeit heranführen, als es der traditionellen Politikwissenschaft gelang. In substantieller Hinsicht rückte die behavioralistische Bewegung die vielfältigen Formen des politischen Verhaltens von Individuen und Kollektiven ins Zentrum der politikwissenschaftlichen Analyse. Zur Erklärung wurden zwei Klassen von Variablen, Persönlichkeitsfaktoren und Umweltfaktoren, eingeführt (vgl. Falter 1972; Smith 1968). Zu den Umweltfaktoren zählen die Position des Individuums im Gefüge einer Gesellschaft (Schichtstruktur, Generationszusammenhang etc.) und seine Gruppenbindungen (Familie, Freundeskreise, Arbeitswelt, Freiwilligenorganisationen). Der Begriff „Persönlichkeitsfaktoren“ dient als Sammelbezeichnung für alle mentalen Dispositionen von Individuen, ihre Kernpersönlichkeit, ihre Wertorientierungen und ihre politischen Einstellungen (Kognitionen, Affekte, Verhaltensdispositionen).

In der forschungspraktischen Umsetzung des behavioralistischen Programms bildeten sich zwei Strömungen heraus. Die Vertreter des theoretischen Behaviorismus, zum Beispiel David Easton und Heinz Eulau, widmeten sich der Ausarbeitung und Weiterentwicklung der methodologischen Prinzipien des Behaviorismus und bemühten sich um den Entwurf einer allgemeinen Theorie politischer Handlungssysteme. Demgegenüber stellte die größere Gruppe der empirischen Behavioristen, zu denen Angus Campbell und Gabriel A. Almond gehörten, die empirische Analyse spezifischer Probleme in den Mittelpunkt ihrer Arbeiten. Zumindest auf kurze Sicht sahen sie keine Chance für die Entwicklung einer allgemeinen und allumfassenden Theorie des politischen Verhaltens. Stattdessen gaben sie aus forschungspraktischen Gründen der Entwicklung von Theorien mittlerer Reichweite den Vorzug. Diese gaben den als Ideal postulierten universellen Geltungsanspruch von Theorien auf und näherten sich stattdessen durch die Integration räumlich, zeitlich und sachlich begrenzter Erklärungsansätze schrittweise dem

Ziel einer allgemeinen Verhaltenstheorie. Zugleich sind diese Theorien als induktiv-probabilistisch statt als nomologisch-deduktiv zu klassifizieren.

Aus heutiger Sicht erwies sich die Konzentration auf Theorien mittlerer Reichweite als sinnvoll. Das behavioralistische Paradigma bildet die Grundlage der Etablierung und Ausdifferenzierung einer ganzen Reihe von Ansätzen in der politikwissenschaftlichen Einstellungs- und Verhaltensforschung, die seit den 1960er Jahren einen immer breiteren Ausschnitt der politischen Wirklichkeit mit Hilfe zunehmend verbesserter Forschungsmethoden bearbeitet (Almond 1996). Zu den wichtigsten Feldern der behavioralistischen Forschung entwickelten sich die Analyse politischer Kommunikation, politischer Einstellungen, politischer Partizipation und des Wählerverhaltens. Jedes dieser Forschungsgebiete umfasst eine Reihe spezifischer Einstellungs- bzw. Verhaltensformen, die mittels unterschiedlicher Methoden bearbeitet und zu deren Erklärung teils ähnliche, teils unterschiedliche Theorien herangezogen werden. Ungeachtet ihrer spezifischen Gegenstände und theoretisch-methodischen Zugänge verfolgen diese Teilgebiete der Einstellungs- und Verhaltensforschung gemeinsam das Ziel einer Erklärung der Art und Weise, in der sich Menschen mental oder in ihrem Verhalten mit Politik auseinandersetzen.

Im Sinne des Ideals kumulativer empirischer Forschung gab es von Anfang an starke Überschneidungen zwischen diesen Forschungsfeldern. Prozesse der politischen Kommunikation und Einstellungsbildung spielen seit den Anfängen der empirischen Forschung eine wichtige Rolle für die Erklärung der Wahlbeteiligung, der Entscheidung für eine bestimmte politische Partei oder für die Beteiligung an nicht-elektoralen Aktivitäten. Ungeachtet dieser engen Verbindungen zwischen den verschiedenen Feldern der politikwissenschaftlichen Einstellungs- und Verhaltensforschung weisen sie alle spezifische theoretische Orientierungen, methodische Zugangsweisen und Realitätsbezüge auf, die wir in den folgenden Abschnitten charakterisieren.

2. Politische Kommunikation

2.1 Die Rolle politischer Kommunikation im Wandel der Zeit: Die Entwicklung des Forschungsfeldes

Die Auseinandersetzung mit der politischen Kommunikation ist älter als die politikwissenschaftliche Einstellungs- und Verhaltensforschung selbst. Die Frage, wer welche Argumente wie und mit welchem Erfolg kommuniziert, gehört zu den ältesten Themen der Analyse von Politik (Graber 1993). Bereits in der Antike beschäftigte sich Aristoteles mit der politischen Rhetorik. Mit der Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert und den Möglichkeiten, Informationen in Schriftform vergleichsweise schnell über größere Gebiete zu verbreiten, wuchs die Bedeutung von Kommunikation. Sie wurde im Mittelalter vornehmlich unter dem Aspekt ihrer Wirkung auf eine breitere Öffentlichkeit betrachtet. In dieser Epoche unterbreitete zum Beispiel Machiavelli konkrete Handlungsempfehlungen, wie man Kommunikation als Mittel zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung und zum Erhalt von Macht einsetzen könne. Andererseits wurde Kommunikation nun auch als Bedrohung empfunden. Mit der *Congregatio Romanae et universalis inquisitionis* schuf die katholische Kirche Strukturen, die es ermöglichten, Schriften, die als potenzielle Bedrohung für den *status quo* eingestuft wurden, zu identifizieren, deren Verbreitung zu unterbinden und ihre Urheber zu verfolgen. Diese negative Einschätzung von Kommunikation setzte sich nahtlos in der staatlichen Kontrolle massenmedial verbreiteter politischer Kommunikation von (zu Gruppen zusammengeschlossenen) Bürgern

fort. Insbesondere in Deutschland wurde die Zensur politischer Kommunikation als Mittel eingesetzt, um die Demokratisierungsbestrebungen des 19. Jahrhunderts einzudämmen (Rings und Gutjahr 2009).

Mit der Ausweitung des Wahlrechts ging die Notwendigkeit einher, die Kommunikation zwischen der politischen Führung und der Wählerschaft zu intensivieren und in Form von Wahlkämpfen zu institutionalisieren. Neben dem klassischen Instrument der direkten Bürgeransprache – repräsentiert durch öffentliche Wahlkampfreden, aber auch durch den sogenannten Haustürwahlkampf – wurden Plakate für die politischen Parteien zum Standardinstrument der Wähleransprache (Rings und Gutjahr 2009). Parallel dazu erfolgte neben der ohnehin schon weit verbreiteten Tagespresse eine weitere Ausdifferenzierung des medialen Angebots durch die Verbreitung des Radios und der Etablierung der Parteipresse. Neben den politischen Parteien entdeckten auch Regierungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts massenmedial verbreitete politische Kommunikation als Propagandawerkzeug. Mittels Plakaten, Flugblättern, Kinofilmen, im Kino ausgestrahlten Wochenschauen und Radioansprachen verbreitete Inhalte spielten in den an den beiden Weltkriegen beteiligten Ländern eine herausragende Rolle für die Verankerung von Feindbildern im Bewusstsein der Bürger und die Schaffung der motivationalen Grundlagen für die nahezu uneingeschränkte Loyalität der Soldaten und der Zivilbevölkerung (vgl. z.B. Lasswell 1927; Auerbach und Castronovo 2013). In diesen Zeitraum fallen auch die ersten (empirischen) Untersuchungen zu Fragen der politischen Kommunikation (z.B. Lasswell 1927; Lippmann 1922; Lippmann und Merz 1920; vgl. hierzu auch Rogers 1994).

Nach dem Zweiten Weltkrieg revolutionierte das Fernsehen die politische Kommunikation; Informationen konnten nun nicht mehr nur in Schrift und Ton, sondern auch im bewegten Bild verbreitet werden. Weit entfernte Ereignisse – etwa der Vietnamkrieg – gelangten nun direkt in die heimischen Wohnzimmer. Die Konsequenzen waren erheblich: Politische Akteure konnten nun ein Millionenpublikum direkt erreichen. Allerdings wurden die neuen Möglichkeiten nicht nur positiv bewertet. Vielmehr zeigte sich schnell, dass insbesondere das visuelle Element in der Kommunikation die Rolle der Medien bei der Vermittlung von Politik tiefgreifend veränderte. Dieser Wandel brachte erhebliche Risiken für die politischen Akteure mit sich und wurde mitentscheidend für politische Erfolge und Misserfolge, bis hin zu Siegen und Niederlagen bei Wahlen (z.B. Druckman 2003). Dies förderte die Bereitschaft der Politik, sich der Logik dieses Mediums zu unterwerfen. Zudem beherrschte nun – nicht zuletzt auch durch das sich wandelnde Selbstverständnis des Journalismus hin zu einer Kontrollinstanz des Politikbetriebs („vierte Gewalt“) – ein negativer, von grundsätzlichem Misstrauen geprägter Grundton die politische Auseinandersetzung (Brants und van Praag 2006).

Die Bedeutung politischer Kommunikation für den Austausch zwischen Regierenden und Regierten hat sich in den letzten Jahren weiter vergrößert. Ursache hierfür ist zum einen das Aufweichen traditionell stabiler Bindungen zwischen Parteien und Bürgern. Zum anderen ist durch die Dualisierung des Rundfunks die Zahl der Kommunikationskanäle sprunghaft angestiegen. Da die weit überwiegende Zahl der neuen Sender dem Unterhaltungssektor zuzurechnen ist, sind die Chance für politikferne Bürger, sich politischen Inhalten zu entziehen, deutlich größer geworden (Prior 2007; Schulz 1998). Die Herausforderung für politische Akteure, mit ihren Argumenten Wählern zu erreichen, ist damit heute um ein Vielfaches größer als noch in weiten Teilen des 20. Jahrhunderts. Auch hat der Aufstieg der neuen und insbesondere der sozialen Medien den Charakter der politischen Kommunikation dramatisch verändert. Schon zuvor galten „Vielkanalbedingungen“ (Schulz 1998) und es resultierte eine als kakophonisch zu

bezeichnende Kommunikationslandschaft, was sich nun durch die Möglichkeiten neuer Kommunikationstechnologien nochmals verschärft hat. Dazu trägt einerseits die Auflösung wichtiger Rahmenbedingungen klassischer Massenkommunikation wie etwa der unidirektionalen Verbreitung von Informationen durch eine begrenzte Zahl von Sendern (Massenmedien) an eine große Masse an Empfängern (Wähler) bei; im Internet und den sozialen Medien kann jeder zum Sender, aber auch jeder zum Empfänger werden. Andererseits verlieren die Medien zunehmend die Kontrolle über die politische Agenda und damit die Macht zu definieren, wem wann und mit welchen Inhalten ein Zugang zu Wählern gestattet wird.

Den Anstoß zur Etablierung des Forschungsfeldes „Politische Kommunikation“ gaben die Ergebnisse der Wahlkampfstudie „The People’s Choice“ (Lazarsfeld, Berelson und Gaudet 1944). In die Literatur ist die Studie als grundlegendes Werk des mikrosoziologischen Modells des Wählerverhaltens eingegangen; dabei verfolgte die Studie in erster Linie das Ziel, den Einfluss politischer Kommunikation im Vorfeld der US-Präsidentschaftswahl auf die Formierung von Wahlentscheidungen nachzuzeichnen. Unter dem Sammelbegriff der politischen Kommunikation untersuchten Lazarsfeld und Kollegen sowohl die Bedeutung von Prozessen der Massenkommunikation (Kapitel 4) als auch die interpersonalen Kommunikationsprozesse (Kapitel 3) für die Entscheidung der Wähler bei der amerikanischen Präsidentschaftswahl von 1940.

Die Kernbefunde wurden insbesondere mit Blick auf politische Einstellungen und Verhalten weithin als ernüchternd wahrgenommen, weil sie in scharfem Kontrast zu der bis zu diesem Zeitpunkt angenommenen und auch von Lazarsfeld und seinem Team erwarteten Omnipotenz der Massenmedien standen. Rezipienten, so die instinktpsychologisch begründete Annahme, nehmen Medieninhalte in identischer Weise wahr und zeigen darauf bezogene, gleichförmige Reaktionen (vgl. z.B. DeFleur 1970: 116). Da der Kontakt von Rezipienten zu Kommunikationsinhalten als unmittelbar und ungefiltert angenommen wurde (vgl. z.B. Katz und Lazarsfeld 1954: 20), wurde die Erwartung formuliert, Medienwirkungen ließen sich in Richtung und Stärke gezielt induzieren. Nicht zuletzt die Fanatisierung ganzer Nationen im Umfeld der Weltkriege wurde hierfür als empirischer Beleg gewertet. Die den Medien zugeschriebene Omnipotenz (Katz und Lazarsfeld 1954: 20) ergibt sich dabei vor allem aus der Übernahme sozialer Funktionen in der Massengesellschaft, die vor der Industrialisierung ausschließlich Primärgruppen oblagen: gesellschaftliche Orientierung, Normsetzung, soziale Integration (vgl. Schenk 2002: 25ff.).

Allerdings ist die in der Literatur weit verbreitete Einschätzung, dass vor „The People’s Choice“ allgemein die Überzeugung vorherrschte, Medienwirkungen folgten einer simplen Reiz-Reaktions-Logik, überzogen. Nach Chaffee und Hochheimer (1985: 289) betonten bereits frühe Wirkungsstudien „that media impacts are contingent on personal orientations and accordingly differ from one person to another“ (hierzu auch Brosius und Esser 1998). So kamen auch Lazarsfeld, Berelson und Gaudet (1944) zu dem Ergebnis, dass Kommunikation in Wahlkämpfen bereits vorhandene politische Orientierungen in aller Regel nur aktivieren und verstärken könne. Deutlich seltener gelingt es hingegen, Überzeugungen durch Kommunikation zu verändern. Eine Ausnahme hiervon stellen Prozesse der interpersonalen Kommunikation dar, bei der sogenannte Meinungsführer Mitglieder ihres persönlichen Netzwerks mit ausgewählten und eigenen Interpretationen versehenen politischen Inhalten versorgen (Katz und Lazarsfeld 1955, vgl. auch Kapitel 3 in diesem Band). Weiterhin schließen Lazarsfeld, Berelson und Gaudet (1944) aus ihren Befunden, dass Wahlverhalten vornehmlich vom sozialen Profil der Wähler und deren Einbindung in soziale Gruppen abhängt: „a person thinks, politically, as

he is, socially“ (Lazarsfeld, Berelson und Gaudet 1944: 27), lautet einer der Kernsätze der Studie – für dynamische Kommunikationsprozesse ist da kein Raum.

Die Ergebnisse von „The People’s Choice“ wurden in der Übersichtsstudie von Klapper (1960) bestätigt. Basierend auf den dort zusammengetragenen Befunden wurde die generelle Schlussfolgerung gezogen, dass „mass communication ordinarily does not serve as a necessary and sufficient cause of audience effects, but rather functions among and through a nexus of mediating factors and influences“ (Klapper 1960: 48). Abgestützt wurde diese Einschätzung durch die sozialpsychologische Theorie der kognitiven Dissonanz (Festinger 1957), die den selektiven Umgang mit Informationen als Konstante in der Interaktion von Menschen mit ihrer (mediale) Umwelt beschrieb. Demnach suchen Menschen konsonante, das eigene Weltbild bestärkende Informationen. Umgekehrt werden dissonante Informationen, also Hinweise, die die eigene Sicht auf die Welt in Frage stellen, vermieden. Das Resultat ist ein selektiver Umgang mit Informationen – und damit auch in Medien bereitgestellten Inhalten – auf mehreren Ebenen: Die Zuwendung zu (Medien-)Inhalten wird unter dem Gesichtspunkt der Passung zu bereits vorhandenen Orientierungen vorgenommen („selektive Exposition“). (Medien-)Inhalten, denen sich Rezipienten zuwenden, werden nach Konsonanz- und Dissonanzkriterien durchforstet und gegebenenfalls mit dem eigenen Weltbild in Einklang gebracht („selektive Wahrnehmung“). Schließlich verbleiben konsonante (Medien-)Inhalte länger im Gedächtnis als dissonante Informationen („selektive Erinnerung“). Aufgrund dieser psychologischen Mechanismen wurden Medien in der Nachfolge der Studie von Klapper (1960) oftmals als wirkungsschwach eingestuft, ihr begrenzter Einfluss auf die griffige Formel eines „law of minimal effects“ verdichtet.

Die von Lazarsfeld und seinen Mitarbeitern sowie anderen frühen Studien vorgelegten Ergebnisse waren einer systematischen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema „politische Kommunikation“ nicht förderlich und hatten zur Folge, dass sich die Politikwissenschaft erst sehr spät diesem Feld zuwandte. Mitte der 1950er Jahre kamen Eulau, Eldersveld und Janowitz (1956: 175) zu dem Ergebnis, dass „political communication research has lagged behind similar work in other substantive fields of social science“. 25 Jahre später attestieren Nimmo und Sanders (1981) dem Forschungsfeld im ersten „Handbook of Political Communication“ eine sichtbare Institutionalisierung und Professionalisierung, stellen aber gleichzeitig fest, dass die Disziplin nach wie vor in den Kinderschuhen stecke. Zwei annotierte Bibliographien dokumentieren den rapiden Bedeutungsgewinn der Politischen Kommunikation anhand des Forschungsfelds „Wahlkampfkommunikation“. Während Kaid, Sanders und Hirsch (1974) rund 1500 Artikel, Bücher, unveröffentlichte Qualifikationsarbeiten und Dokumentationen für den Zeitraum 1950–1972 zusammentrugen, wuchs der Kernbestand an einschlägigen Studien in der darauffolgenden Dekade um weitere 2500 Beiträge an (Kaid und Wadsworth 1985).

Diese Forschungsaktivitäten fanden zunächst weitgehend außerhalb der Politikwissenschaft statt. Demgegenüber positionierte sich die politische Kommunikationsforschung als „core field“ der Kommunikationswissenschaft (Reinemann 2014: 1). In diesem Rahmen entwickelte sie sich zu einer eigenständigen Disziplin, die sich aus einer Makroperspektive mit der „role of communication in the political process“ (Chaffee 1975: 15) und aus einer Mikroperspektive mit den Aspekten „construction, sending, receiving and processing of messages“ (Graber 1993: 305) mit politischem Inhalt beschäftigt. Verortungen des Forschungsfelds und Rechtfertigungen der gestellten Forschungsfragen sind in neueren Überblicksartikeln praktisch nicht mehr anzutreffen (exemplarisch hierfür etwa Jamieson und Kenski 2017). Das Teilgebiet Poli-

tische Kommunikation selbst ist sehr ausdifferenziert und wartet mit einer breiten Palette an Forschungsfeldern auf (vgl. hierzu z.B. die Beiträge in Reinemann 2014).

2.2 Erklärungsansätze zur Wirkung politischer Kommunikation

Im Zuge dieser Entwicklung löste sich die Kommunikationswissenschaft vom anfangs dominierenden Paradigma der schwachen Medienwirkungen. Der Schlüssel zum Erfolg dieses Unternehmens bestand darin, die bis dahin vorherrschende Suche nach direkten, persuasiven Medienwirkungen zurückzustellen und nach subtileren, indirekten Wirkungsmechanismen von Massenkommunikation zu fahnden. Erst durch diesen Perspektivenwechsel gelang die Entwicklung einer Reihe wichtiger Theorien, die häufig auf empirischen Untersuchungen von Wahlen und Wahlkämpfen basierten. Diese neuen Ansätze sind einerseits in der Lage, Veränderungen von Kognitionen, Motivationen und Einstellungen – allesamt Faktoren, die dem politischen Verhalten vorgelagert sind – zu erklären (vgl. Kapitel 22). Zugleich sind die entwickelten Theorien an kognitions- und sozialpsychologische Ansätze anschlussfähig. Dies ermöglicht es, die hinter beobachteten Wirkungen liegenden grundlegenden psychologischen Mechanismen zu verstehen (vgl. Kapitel 2). Die Nähe der auf Medienwirkungen ausgerichteten politischen Kommunikationsforschung zur Psychologie spiegelt sich auch in der häufigen Verwendung psychologischer Methoden, allen voran Experimenten (vgl. Kapitel 25), wider. Drei mit Blick auf die politische Einstellungs- und Verhaltensforschung besonders wichtige Medienwirkungstheorien sind der Agenda-Setting-, der Priming- und der Framing-Ansatz.

Die *agenda setting*-Theorie war die erste für die politische Einstellungs- und Verhaltensforschung bedeutsame Theorie, die die Schlussfolgerungen des Paradigmas schwacher Medienwirkungen in Frage stellte. Kern dieser Theorie war die Beobachtung, dass die Berichterstattung der Massenmedien die Aufmerksamkeit für und die Wichtigkeit von Themen in der Bevölkerung verschiebt – und auf diese Weise Einfluss auf die Agenda der Politik entfalten kann (vgl. z.B. McCombs und Shaw 1972; Shaw und McCombs 1977). Für die Wahl- und Einstellungsforschung von besonderer Relevanz ist, dass diese Effekte über Wählergruppen hinweg variieren (vgl. zusammenfassend Maurer 2010). So fallen *agenda setting*-Effekte in politikfernen Wählersegmenten überdurchschnittlich stark aus (z.B. McLeod, Becker und Byrnes 1974). Weiterhin bieten sie Anreize für politische Akteure, Einfluss auf die Medienagenda zu nehmen. Untersuchungen belegen, dass größere Parteien größeren Erfolg damit haben, „ihre“ Themen in der Medienberichterstattung zu verankern (Jandura 2007).

Die Berichterstattung über bestimmte Themen sorgt weiterhin dafür, dass sich die Kriterien für die Bewertung von Objekten – zum Beispiel der Regierung – verschieben können: „By attending to some problems and ignoring others, media may also alter the standards by which people evaluate government“ (Iyengar, Peters und Kinder 1982: 849). Dieser als (Medien-) *priming* bekannte Wirkungsmechanismus, der Anfang der 1980er Jahre in politischen Zusammenhängen entdeckt wurde, ist eine unmittelbare Folge von *agenda setting*. Die Veränderung des medialen Fokus – z.B. weg von der Berichterstattung über einen militärischen Konflikt und hin zur Berichterstattung über ökonomische Fragen – kann dazu führen, dass die Bewertung eines Politikers anhand des neu auf der Medienagenda auftauchenden Themas vorgenommen wird und Informationen verdrängt, die bislang die Evaluation dieses Akteurs maßgeblich beeinflusst haben (zusammenfassend Scheufele 2016). Wird der zu bewertende Akteur hinsicht-

lich der beiden Themen unterschiedlich bewertet, kann diese simple Veränderung des Themenfokus erhebliche Konsequenzen für die Einstellung zu diesem Akteur haben. Dies musste zum Beispiel US-Präsident George Bush schmerzlich erfahren (Pan und Kosicki 1997), dessen *job approval ratings* von rund 55 Prozent Ende 1990 auf fast 100 Prozent Anfang 1991 sprunghaft anstiegen, um ein halbes Jahr später wieder auf etwa 60 Prozent abzusinken. Ursache für den dramatischen Anstieg positiver Bewertungen Bushs war die starke Fokussierung der Medienberichterstattung auf den Golfkrieg. Nachdem das Interesse der Medien am Kriegsgeschehen nachließ und diese wieder die schwächelnde US-Wirtschaft in den Mittelpunkt ihrer Berichterstattung rückten, sank auch der Stern des Präsidenten. Für die Wahlforschung bedeutet dies, dass „die Massenmedien auch dann einen Einfluss auf die Meinungsbildung und Wahlentscheidung [besitzen], wenn sie die vorhandenen Einstellungen nicht ändern. Es genügt, sie mehr oder weniger stark zu aktualisieren“ und zu priorisieren (Kepplinger u. a. 1989: 75; Zaller 1992). Auch hier gilt, dass es eine Reihe von Faktoren gibt, die *priming*-Effekte moderieren. So etwa erhöhen Medienvertrauen, politisches Interesse oder Wissen über Politik die Wahrscheinlichkeit, dass sich mit einer Veränderung der Medienberichterstattung individuelle Urteilskriterien verschieben (vgl. z.B. Iyengar und Kinder 1987; Miller und Krosnick 2000).

Framing und davon ausgehende *framing*-Effekte sind eine dritte, kognitionspsychologisch gut begründete Medienwirkungstheorie, die Anfang der 1990er Jahre entwickelt wurde. Die Theorie geht davon aus, dass Medien nicht immer alle Aspekte eines Themas in ihrer Berichterstattung unterbringen, sondern dieses in aller Regel nur aus einer bestimmten Perspektive beleuchten. Rezipienten können solche Rahmungen übernehmen – und sich diese bei der Bewertung von Objekten zu eigen machen (zusammenfassend Matthes 2014). Da politische Akteure, aber auch Journalisten, unterschiedliche Perspektiven auf gesellschaftliche Probleme haben, führt dies einerseits dazu, dass die Deutungshoheit über Themen stark umkämpft ist (Scheufele 1999). Andererseits lassen sich verschiedene Interpretationen eines Problems auch in der Bevölkerung beobachten. Diese wiederum können Verhaltensrelevanz erlangen. Ob Frames sich auf politische Einstellungen niederschlagen, hängt von bestimmten Voraussetzungen auf der Seite des Rezipienten ab (z.B. Gamson 1996; Matthes 2014). Grundvoraussetzung ist in jedem Fall, dass die von den Medien eingenommene Perspektive bei Rezipienten kognitiv verfügbar ist. Weiterhin wird die Stärke von *framing*-Effekten von zahlreichen Faktoren bedingt. So etwa steigt die Wahrscheinlichkeit von *framing*-Effekten bei Wählern ohne Parteibindung (vgl. Matthes 2014). Auch können erfolgreich etablierte *frames* unter bestimmten Bedingungen durch konkurrierende Interpretationen eines Sachverhalts abgelöst werden (*counterframes*) – mit entsprechenden Konsequenzen für individuelle politische Einstellungen (vgl. z.B. Chong und Druckman 2012). Neben dem permanenten Kampf um die Themenagenda stellt die grundsätzliche Möglichkeit zur Verankerung alternativer Interpretationsrahmen für bereits auf der Medienagenda befindliche Themen einen erheblichen Anreiz für dauerhafte und intensive Kommunikationsbemühungen der politischen Akteure dar – auch abseits von Wahlen.

2.3 Kontroversen: Die Bedeutung politischer Kommunikation in der Politikwissenschaft

2.3.1 Die wachsende Bedeutung politischer Kommunikation

Gemessen an der langen Tradition politischer Kommunikation und an den Annahmen über ihr Wirkungspotenzial ist die vergleichsweise späte Etablierung der politikwissenschaftlichen Kommunikationsforschung ein bemerkenswerter Sachverhalt (Graber 1993). Die von „The People’s Choice“ angestoßene und vom „American Voter“ fortgeführte Einschätzung politischer Kommunikation als wenig bedeutsam für politische Einstellungen und politisches Verhalten hatte weitreichende, bis heute fortwirkende Konsequenzen. Zum einen konstatierte Kaase (1986: 361) Mitte der 1980er Jahre ein „dauernde[s] und nachhaltige[s] Desinteresse der Politikwissenschaft an Problemen der Massenkommunikation“. Der Stellenwert von Kommunikation in politikwissenschaftlichen Untersuchungen wird als „randständig bis zur Nichtwahrnehmung“ beschrieben (Kaase und Schulz 1989: 9). Bis zur Jahrtausendwende hatte „sich an diesem Befund im Prinzip nichts geändert“ (Kaase 1998: 98); manche attestieren der politischen Kommunikation in der Politikwissenschaft sogar heute noch den Status einer „Forschungsnische“ oder eines „Appendix“ (vgl. z.B. Sarcinelli 2011: 17, 23). Faktisch hat die Politikwissenschaft damit ein Thema, das bereits in der Antike im Mittelpunkt politischen Denkens und Handelns stand, anderen Wissenschaften, insbesondere der Kommunikationswissenschaft, überlassen (Kaase 1998: 99, zu den verschiedenen fachlichen Perspektiven auf politische Kommunikation: Jarren, Sarcinelli und Saxer 1998).

Erst in den letzten Jahren ist ein verstärktes Bemühen erkennbar, Fragen der politischen Kommunikation in die Politikwissenschaft einzubeziehen. Hintergrund ist die Erkenntnis, dass Kommunikation zunehmend als „zentraler Operationsmodus“ begriffen wird, der sämtliche Aspekte der Politik durchzieht (Sarcinelli 2011: 23). Trotz der Einsicht in die Querschnittfunktion der politischen Kommunikation und in ihre Relevanz in allen politikwissenschaftlichen Kontexten gibt es ein fortwährendes Bestreben, das Forschungsfeld einer spezifischen Teildisziplin der Politikwissenschaft zuzuordnen. Nur selten wird Politische Kommunikation als eigenständiges Forschungsfeld begriffen (eine Ausnahme ist z.B. Finifter 1993). Mit Blick auf Fragen der Politikdarstellung dominieren Bezüge zur Politischen Systemlehre (vgl. z.B. Korte 2016; Rudzio 2014). Die Politische Psychologie richtet den Blick auf den Zusammenhang zwischen politischer Kommunikation und Prozessen der individuellen Urteilsbildung (Faas, Frank und Schoen 2015). Die Politische Soziologie (vgl. z.B. Kaina und Römmele 2009; Rattinger 2009) – und dort vor allem zur Wahlforschung (vgl. z.B. Dalton und Klingemann 2007; Falter und Schoen 2014; Gabriel und Westle 2012) – betont die Bedeutung der politischen Kommunikation als Determinante politischer Einstellungen und Verhaltensweisen.

Bezogen auf das breitere Feld der politikwissenschaftlichen Einstellungs- und Verhaltensforschung liegen erste Ansätze vor, wie die dort untersuchten zentralen abhängigen Variablen mit dem Konzept der politischen Kommunikation verbunden werden können, auf die wir unten auch nochmals eingehen werden. So plädiert Zaller (1992: 6) dafür, Einstellungen zu spezifischen politischen Objekten als „marriage of information and predisposition“ zu verstehen. Während durch Kommunikationsprozesse transportierte Informationen ganz im Sinne von Lippmann (1922) „a mental picture of the given issue“ (Zaller 1992: 6) liefern, sorgen Prädispositionen dafür, nur bestimmte Informationen überhaupt zu akzeptieren und aus diesen dann bestimmte Schlussfolgerungen zu ziehen. Einerseits ergeben sich hier mit Blick auf den Inhalt

von Informationen Verbindungen zur Kommunikationswissenschaft. Andererseits stellt der Aspekt der Informationsverarbeitung einen Bezug zur Kognitions- und zur Sozialpsychologie her. Auch in der Wahlforschung gibt es Ansätze, klassische Theorien mit Aspekten der politischen Kommunikation anzureichern. Bezogen auf das sozialpsychologische Modell des Wählerverhaltens (vgl. Campbell u. a. 1960) schlägt beispielsweise Brettschneider (2014) vor, Kandidaten- und Themenorientierung auch als Produkt von politischer Kommunikation zu begreifen. Auf diese Weise lassen sich zum Beispiel Phänomene wie die Veränderung von Themenprioritäten, Veränderungen in den Maßstäben, die an die Bewertung von Kandidaten angelegt werden, oder die Personalisierung des Wahlverhaltens erklären.

Die rasche Verbreitung mobiler Kommunikationsinfrastrukturen, die steigende Relevanz für die (politische) Informationsbeschaffung von Wählern und die zunehmend auf soziale Medien zugeschnittenen Kommunikationsstrategien von Parteien und Politikern (besonders eindrücklich zu beobachten bei US-Präsident Donald Trump) scheint die Diskussion darüber, *ob* man politische Kommunikation konzeptionell in klassische Modelle der Wahl- und Einstellungsforschung integrieren sollte, obsolet gemacht zu haben. Dies gilt unabhängig davon, dass die Frage nach dem *wie* dieser Integration keineswegs abschließend beantwortet ist. Drängend erscheint aktuell die Frage, welche Kommunikationskanäle wirklich wichtig sind und wie man insbesondere die Konsequenzen der Kommunikation in den neuen und vor allem den sozialen Medien für die politische Urteilsbildung systematisch untersuchen und mit dem Wirkungspotenzial traditioneller Medien vergleichen kann. Diese sich schnell entwickelnde Forschung thematisiert mit Blick auf Einstellungen insbesondere die Rolle selektiven Kommunikationsverhaltens. Hier steht die Vermutung im Raum, dass sich Nutzer in sogenannten *filter bubbles* oder *echo chambers* mit Informationen umgeben, die ihr eigenes Weltbild unterstützen. Empirische Untersuchungen zeigen einerseits, dass dies zu einer Stärkung und Polarisierung politischer Einstellungen führt (vgl. z.B. Adamic und Glance 2005; Iyengar und Hahn 2009). Andererseits ist zu erkennen, dass Nutzer dieser Medien verstärkt auch in Kontakt mit potenziell dissonanten Informationen kommen (vgl. z.B. Barnidge 2017) – und diese auch abspeichern (Bode 2016). Untersuchungen zur politischen Partizipation zeigen einen positiven Effekt der Nutzung des Internets auf politische Beteiligung (vgl. z.B. Bakker und de Vreese 2011; Valenzuela 2013; Valenzuela, Park und Kee 2009). Mit Blick auf die sozialen Medien ist das Bild hingegen gemischter (vgl. zusammenfassend Theocharis und Lowe 2016).

2.3.2 Die Erweiterung politikwissenschaftlicher Fragestellungen um Kommunikationsprozesse: Impulse für die Methodenentwicklung

Die fehlende Berücksichtigung von Kommunikationsprozessen in politikwissenschaftlichen Einstellungs- und Verhaltenstheorien der 1940er bis 1960er Jahre führte konsequenterweise zu einem weitgehenden Verzicht, entsprechende Daten in Wahlstudien oder großangelegten sozialwissenschaftlichen Bevölkerungsumfragen zu erheben (vgl. in diesem Sinne z.B. Schulz, Zeh und Quiring 2000: 413). Erfolgt dies doch, werden typischerweise nur globale Informationen zur Häufigkeit der Mediennutzung erfasst. Diese erweisen sich mit Blick auf Einstellungen und Verhalten und deren Veränderung jedoch meist als wenig erklärungskräftig. Auf detaillierte Angaben zur Medienrezeption (vor allem genauere Informationen zu genutzten Inhalten, aber auch darauf bezogene Bewertungen oder Wahrnehmungen zu parteipolitischen Verzerrungen der Medienberichterstattung) wird hingegen auch wegen der hierfür notwendigen umfangreichen Fragenbatterien meist verzichtet. Damit aber fehlt eine Schnittstelle, über die zumindest

eine Anbindung inhaltsanalytisch gewonnener Daten über die reale Berichterstattung der Massenmedien möglich wäre (de Vreese u. a. 2017; eine der seltenen politikwissenschaftlichen Studien, die eine solche Verknüpfung geleistet hat, ist die Arbeit von Schmitt-Beck 2000). Etwas allgemeiner gesprochen fehlt die Brücke zur Kommunikationswissenschaft, um dort gesammelte Erkenntnisse systematisch mit politikwissenschaftlichen Fragestellungen zu verbinden. Quasi als eine sich selbst erfüllende Prophezeiung, bestätigt dies wiederum die nach wie vor weitverbreitete Annahme der geringen Bedeutung politischer Kommunikation für das politische Verhalten und legitimiert die Fortsetzung der herrschenden Forschungspraxis.

Mit Blick auf die Strategien der Datenerhebung ist jedoch ein Umdenken in der Wahl- und Einstellungsforschung zu beobachten. Die ersten Ansätze, Massenkommunikation breiter zu erfassen, reichen bis in die 1980er Jahre zurück und wurden insbesondere in der American Elections Study (ANES) verfolgt (Wagner 2013). Zwar handelt es sich dabei zumeist um die typischen globalen Fragen zur Häufigkeit der Nutzung bestimmter Mediengattungen, die zudem aufgrund unterschiedlicher Frageformate nur in begrenztem Maße miteinander oder über die Zeit hinweg verglichen werden können. Dennoch lassen sich in den USA einzelne Zeitreihen zum Kommunikationsverhalten von Wählern bis in die 1950er Jahre zurückverfolgen (American National Election Study 2012). Im Laufe der Jahre wurde die ANES jedoch mit Fragen zur Rezeption spezifischer Wahlkampfeignisse (z.B. TV-Duelle), der interpersonalen Kommunikation und Kontakthäufigkeiten mit Kampagnenkommunikation von Kandidaten und Parteien angereichert. Ergänzt wurde die ANES zeitweise durch den National Annenberg Election Survey (NAES). Dieser fokussierte noch stärker auf Fragen der Nutzung und Verarbeitung politischer Kommunikation. Gleichzeitig fiel der Umfang der erfassten politischen Einstellungs- und Verhaltensmaße geringer aus als in der ANES (Wagner 2013).

In Deutschland wurden interpersonale und massenmediale Aspekte der politischen Kommunikation erstmals breiter im Rahmen des Comparative National Election Project (CNEP) 1990 abgefragt (vgl. hierzu z.B. Brettschneider 1997; Schmitt-Beck 2000), das im Nachgang zur Bundestagswahl 2017 wiederholt werden konnte. Dichtere Zeitreihen zum Kommunikationsverhalten von Wählern gibt es in politikwissenschaftlichen Erhebungen kaum – nicht nur, weil sie selten erhoben wurden, sondern auch weil das Fehlen von Standardfragen dies oft nicht zulässt. Detailliertere Daten zur politischen Kommunikation, die einerseits ein hohes Maß an Kontinuität aufweisen und andererseits auch Wahrnehmungen von Medieninhalten umfassen, sind für Deutschland erst seit der Durchführung der German Longitudinal Election Study (GLES) im Jahr 2009 (mit einer Vorläuferstudie zur vorgezogenen Bundestagswahl 2005) verfügbar.

Neben der Weiterentwicklung umfragebasierter Messungen politischer Kommunikation sind Veränderungen von Erhebungsdesigns zu beobachten, die den Fragen nach der Kausalwirkung politischer Kommunikation in größerem Umfang Rechnung tragen. Zum einen sind hier in der Tradition von Lazarsfeld stehende Panelstudien zu nennen, die – angereichert durch Mediendaten wie z.B. die ANES-Panelstudie 2000–2004 (Wagner 2013) – die Untersuchung von medieninduzierten Veränderungen auf der Individualebene ermöglichen. Zum anderen wurden zunächst in kanadischen Wahlstudien und dann später in der NAES seit Ende der 1990er Jahre sogenannte *rolling cross-section*-Studien eingesetzt, die auf der Basis täglich durchgeführter Querschnittbefragungen Aufschlüsse über Kampagnendynamiken geben können. Beide Designs sind auch in Deutschland verfügbar. Insbesondere die GLES hat hier Maßstäbe gesetzt und ein breites Instrumentarium an Fragen zur politischen Kommunikation in den verschiede-

nen unter diesem Dach durchgeführten Wahlstudien etabliert. Zudem umfasst sie auch Studienkomponenten, die mithilfe experimenteller Designs ganz gezielt der Wirkung politischer Kommunikation für herausragende Wahlkampfeignisse (genauer: der Wirkung von TV-Duellen) nachgehen.

Das zunehmende Interesse der politischen Einstellungs- und Verhaltensforschung an der Nutzung und Wirkung insbesondere sozialer Medien führt auch zu einer Renaissance der Forschung zu interpersonaler Kommunikation. Soziale Medien vereinigen sowohl Eigenschaften der Massenkommunikation (hervorzuheben ist hier vor allem die für Massenkommunikation charakteristische *one-to-many*-Kommunikation) als auch – mit Blick auf den interaktiven Charakter von Twitter, Facebook usw. – der interpersonalen Kommunikation. Vor allem letztgenannter Aspekt rückt die interpersonale Kommunikationsforschung in den Blick, die durch die dominierende Rolle der Massenkommunikation über Jahrzehnte hinweg im Abseits der politischen Kommunikationsforschung stand – obwohl „The People’s Choice“ (Lazarsfeld, Berelson und Gaudet 1944) diesem Kommunikationskanal noch die stärksten Effekte bescheinigte. Zahlreiche Untersuchungen zeigen, dass Wähler sich an ihren Gesprächspartnern orientieren – und ihre Bewertungen an deren Einstellungen anpassen (z.B. Johnston und Pattie 2006: 127ff.; Schmitt-Beck 2000). Grundsätzlich wird interpersonaler Kommunikation eine mobilisierende Wirkung bescheinigt – insbesondere wenn die Gesprächspartner ebenfalls partizipationsbereit sind (Johnston und Pattie 2006: 259ff.). Die Effekte interpersonalen Kommunikation sind dann am stärksten, wenn der Kommunikationspartner der Primärgruppe angehört oder als *opinion leader* akzeptiert wird (vgl. z.B. Ahn, Huckfeldt und Ryan 2014; Zuckerman, Dasovic und Fitzgerald 2007).

3. Politische Einstellungen

3.1 Konzeptuelle Fragen

Politische Einstellungen sind eng mit interpersonalen und massenmedial vermittelten Prozessen der Kommunikation verbunden: Politische Prädispositionen steuern die Wahrnehmung von Informationen, diese wiederum beeinflussen politische Einstellungen. Während sich die Politikwissenschaft seit den 1930er Jahren mit politischen Einstellungen beschäftigt, schenkt sie den Wechselwirkungen mit Kommunikationsprozessen und deren Bedeutung für die Einstellungs- oder Urteilsbildung erst seit wenigen Jahren breitere Aufmerksamkeit.

Zur Bezeichnung ihres Gegenstandes verwendet die politikwissenschaftliche Einstellungsforschung neben dem Einstellungsbegriff eine Reihe weiterer Konstrukte. In den frühen Studien fand vor allem der Begriff der politischen Persönlichkeit Verwendung, daneben finden sich Bezeichnungen wie politische Überzeugungen, Prädispositionen oder Urteile. Zur Charakterisierung der Verteilung von Einstellungen im Aggregat sind die Begriffe „politische Kultur“ (Almond und Verba 1963) und „Öffentliche Meinung“ (Lippman 1922; Zaller 1992) besonders geläufig.

Einen grundlegenden Beitrag zur Einstellungsforschung leistete Gordon Allport mit seiner bis heute häufig zitierten Definition von Einstellungen als durch Erfahrung organisierte geistige oder nervliche Bereitschaftszustände, die einen steuernden, dynamischen Einfluss auf die individuellen Reaktionen auf alle Situationen und Objekte ausüben, mit denen das Individuum in Beziehung steht (Allport 1935: 810). Neuere Einstellungskonzepte knüpfen an Allport an. So

charakterisiert Ajzen (1988: 4) Einstellungen als Dispositionen, positiv oder negativ auf ein Objekt zu reagieren (ähnlich: Eagly und Chaiken 1993: 1ff.; Maio und Haddock 2009: 3ff.). In ihrer für das Entstehen der *politikwissenschaftlichen* Einstellungsforschung maßgeblichen Studie „The Civic Culture“ lieferten Almond und Verba (1989: 13) zwar keine explizite Definition politischer Einstellungen, führten das Einstellungskonzept aber als Grundlage ihrer Konzeptualisierung der politischen Kultur als „Muster der Verteilung individueller Orientierungen auf politische Objekte unter den Mitgliedern einer Nation“ und damit als auf die Systemebene bezogenes Konzept ein. Im Anschluss an Almond und Verba fand die in der psychologischen Forschung einflussreiche Differenzierung von Einstellungen in eine kognitive, eine affektive und eine konative Dimension (Rosenberg und Hovland 1960) Eingang in die politikwissenschaftliche Einstellungsforschung, wobei Almond und Verba die konative durch eine evaluative Komponente ersetzen. In der Politikwissenschaft umfasst die Einstellungsforschung somit das Teilgebiet des Faches, das die politischen Kognitionen, Affekte, Wertorientierungen und Verhaltensabsichten von Menschen ebenso wie die Bestimmungsfaktoren und Folgen dieser Orientierungen auf der Individual- und der Aggregatebene untersucht.

3.2 Die Entwicklung des Forschungsfeldes

Die ersten wissenschaftlichen Analysen politischer Einstellungen standen unter dem Einfluss der Freud'schen Psychoanalyse und beschäftigten sich vorrangig mit grundlegenden, als langfristig stabil eingestuften Persönlichkeitscharakteristika. Dieser Tradition sind die Arbeiten Harold D. Lasswells (1930, 1936) und die von Adorno u. a. (1950) vorgelegte Studie über die autoritäre Persönlichkeit zuzurechnen. Die im Gefolge der behavioralistischen Wende in der Politikwissenschaft durchgeführten Einstellungsstudien der 1950er Jahre behielten zwar die dauerhaften politischen Persönlichkeitsmerkmale im Blick, sie lösten sich aber aus der psychoanalytischen Tradition und orientierten sich an den Theorien und Methoden der sozialpsychologischen Einstellungsforschung (Almond 1954; Stouffer 1955). Weitere Impulse setzten die theoretischen Arbeiten Eastons über die Rolle politischer Unterstützung für die Stabilität politischer Systeme (Easton 1965, 1975) und einige von der sozialpsychologischen Schule der empirischen Wahlforschung eingeführte Konstrukte wie das der Parteiidentifikation (Kapitel 19), des politischen Selbstwertgefühls (*political efficacy*) und des ideologischen Denkens (Campbell, Gurin und Miller 1954; Campbell u. a. 1960).

In der intellektuellen Tradition der *political culture*-Forschung entstanden in den 1970er und 1980er Jahren zahlreiche empirische Untersuchungen der Verteilung, Entwicklung und Determinanten politischer Einstellungen in demokratisch regierten Gesellschaften. Einen starken Einfluss auf die internationale Forschung übte die mit der Miller-Citrin-Kontroverse (Miller 1974a, 1974b; Citrin 1974) in Gang gebrachte Auseinandersetzung mit den Ursachen und Folgen des in den USA seit Mitte der 1960er Jahre beobachteten Rückgangs des politischen Vertrauens aus. Im Mittelpunkt dieser Debatte stand die Frage, ob sich der Vertrauensverlust auf die amtierende politische Führung beschränke (Citrin) oder ob er sich zu einer Systemkrise entwickelt habe (Miller). Diese Diskussion inspirierte zahlreiche Untersuchungen des politischen Vertrauens in demokratischen Staaten (Kapitel 9) ebenso wie Analysen der Einstellungen der Bevölkerung zur Demokratie (Kapitel 8). Neben dem Gewinn von Erkenntnissen über die Verteilung, Entwicklung und Determinanten der politischen Einstellungen der Bürger galt das

Interesse der Forschung der Messung dieser Einstellungen (vgl. den Überblick bei Abramson 1983).

Bis in die 1970er Jahre hinein wurden die Aktivitäten auf dem Gebiet der Einstellungsforschung fast ausschließlich von amerikanischen Wissenschaftlern getragen und befassten sich dementsprechend vor allem mit den Einstellungen der US-Bürger zur Politik. Außerhalb der USA entwickelte sich eine nennenswerte empirische Einstellungsforschung erst mit einer beträchtlichen zeitlichen Verzögerung. In der deutschen Politikwissenschaft wurden die amerikanischen Studien – auch die wenigen Untersuchungen der Einstellungen der deutschen Bevölkerung zur Politik – zunächst kaum rezipiert (Conradt 1989: 213ff.). Abgesehen von vereinzelt Beiträgen setzte die Diskussion über die wissenschaftliche Ergiebigkeit des Konzepts der politischen Kultur und über die in Deutschland vorherrschende Ausprägung der politischen Kultur erst in den 1980er Jahren ein. Viele dieser Beiträge waren ideologiekritisch-normativ ausgerichtet, ließen wenig Bezug zur internationalen Forschung erkennen und ignorierten die über die Struktur und den Wandel der politischen Einstellungen in der Bundesrepublik vorliegenden empirischen Befunde (dazu: Berg-Schlosser 1972; Berg-Schlosser und Schissler 1987; Kaase 1983).

Einen starken Schub erhielt die international vergleichende Forschung durch die seit Mitte der 1960er Jahre eintretenden Veränderung der gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen. Die sozioökonomischen Modernisierungsprozesse inspirierten die von Ronald Inglehart (1971, 1977) initiierten Studien über den Wertewandel in den westlichen Demokratien (Kapitel 7) und – zwei Dekaden später – das von Putnam, Leonardi und Nanetti (1993) in die politikwissenschaftliche Forschung eingebrachte Konzept des Sozialkapitals. Eine nicht minder bedeutsame Rolle als Katalysator der politikwissenschaftlichen Einstellungs- und Verhaltensforschung spielte der am Beginn der 1980er in mehreren Regionen der Welt, zuerst in Südeuropa und Lateinamerika, einsetzende Übergang von autoritären zu demokratischen Regimen (Higley und Gunter 1992; Montero, Gunter und Torcal 1997). Die durch Fortschritte auf dem Gebiet der sozialwissenschaftlichen Methodenlehre sowie durch die Entwicklung nationaler und international vergleichender Umfrageprogramme (Keil 2008) deutlich verbesserte Datenlage ermöglichten breit angelegte, häufig um Längsschnitt- und Kontextanalysen angereicherte nationale und international vergleichende Einstellungsstudien.

Ungeachtet der neuen Impulse blieb die empirische Forschung lange Zeit dem von Almond und Verba begründeten Stabilitätsparadigma verpflichtet und stützte sich nahezu ausschließlich auf die Analyse von Daten repräsentativer Bevölkerungsbefragungen. Erst die in den letzten Jahrzehnten vollzogene Erweiterung der Forschungsperspektive um kognitions- und emotionspsychologische Ansätze brachte in inhaltlicher und methodischer Hinsicht einen beachtlichen Innovationsschub. Über die bis dahin dominierenden Fragestellungen und Methoden hinausgehend, entwickelte die politikwissenschaftliche Einstellungsforschung ein lebhaftes Interesse an Prozessen der politischen Urteilsbildung. Inspiriert durch psychologische Forschungsansätze und Erkenntnisse beschäftigt sie sich in neuerer Zeit mit der Architektur des individuellen Überzeugungssystems, mit der Dynamik der Einstellungsbildung, mit variierenden Prozessen der Informationsverarbeitung und Urteilsbildung, mit der Bedeutung von Kognitionen und Emotionen und mit den daraus resultierenden methodischen Erfordernissen (vgl. Kapitel 2 sowie den Überblick bei Meffert 2015).

3.3 Einstellungen als Gegenstand der politikwissenschaftlichen Forschung

Die empirische Politikwissenschaft beschäftigt sich aus mehreren Perspektiven mit den Einstellungen der Bevölkerung zur Politik. Im einfachsten Fall geht es darum, die zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem bestimmten Land gegebene Verteilung von Einstellungen wie der Demokratiezufriedenheit, des politischen Vertrauens oder des politischen Wissens zu beschreiben. Derartige Analysen vermitteln für sich betrachtet keinen großen Erkenntnisgewinn, da sie ohne Kontextinformationen nur schwer zu interpretieren sind. Mangels eines allgemein anerkannten theoretischen Rahmens ergeben sich Referenzgrößen für die Interpretation raum-zeit spezifischer Verteilungen politischer Einstellungen implizit aus internationalen oder/und intertemporalen Vergleichen. Abgesehen von den kontinuierlich erhobenen, umfassenden und detaillierten Daten über die Vereinigten Staaten (Dalton 2017) stehen die für international vergleichende Analysen politischer Einstellungen und ihres langfristigen politischen Wandels benötigten Daten erst seit den 1990er Jahren zur Verfügung (z.B. Klingemann und Fuchs 1995; zuletzt van Ham und Thomassen 2017). Sie finden ihre Ergänzung in zahllosen nationalen Studien. In Deutschland erlebte die empirische Einstellungsforschung nach der Wiedervereinigung eine Blütezeit (z.B. Gabriel, Falter und Rattinger 2005; Niedermayer 2005).

Aus dem Selbstverständnis der empirischen Politikwissenschaft als theoriegeleiteter Disziplin folgt, dass Analysen der Verteilung und des Wandels politischer Einstellungen stets auf die Erklärung der beobachteten Muster ausgerichtet sind. Die eine große, zahlreiche Forschungsfelder übergreifende Theorie politischer Einstellungen existiert bisher nicht und ist auch nicht in Sicht. Wie auf anderen Teilgebieten der Politikwissenschaft koexistieren mehrere, einander meist ergänzende Theorien mittlerer Reichweite, die die Verteilung politischer Einstellungen auf divergierende individuelle oder/und kontextuelle Merkmale zurückführen. Ungeachtet der in den letzten fünfzig Jahren zu verzeichnenden Themenkonjunkturen bildet das Interesse an den Bedingungen und Konsequenzen sich verändernder Muster politischer Involvierung und politischer Unterstützung einen Fixpunkt der politikwissenschaftlichen Einstellungsforschung und ist direkt oder mittelbar auf das Paradigma demokratischer Stabilität und Performanz ausgerichtet. *Summa summarum* hat sich die politikwissenschaftliche Einstellungsforschung zu einem breiten, thematisch und methodisch stark ausdifferenzierten Teilgebiet der Politikwissenschaft entwickelt und ist durch ein produktives Zusammenspiel von Forschungskontinuität und Innovation charakterisiert.

3.4 Themen, Perspektiven und Kontroversen der politikwissenschaftlichen Einstellungsforschung

Bei der Suche nach gemeinsamen Perspektiven in den bisherigen Einstellungsstudien stößt man auf zwei bis dato allenfalls locker miteinander verbundene Ansätze. In der von Almond und Verba (1963) sowie Easton (1965) begründeten Forschungstradition betreibt der ältere, breiter aufgestellte Forschungszweig Einstellungsforschung als empirische Demokratieforschung. Thematische Schwerpunkte sind die politischen und gesellschaftlichen Wertorientierungen der Bürger (vgl. Kapitel 7), das politische Vertrauen (vgl. Kapitel 9), die Demokratiezufriedenheit (vgl. Kapitel 8) und die Parteidentifikation (vgl. Kapitel 24).

Weniger Interesse fanden die Unterstützung demokratischer sowie staatsbürgerlicher Werte und Normen (vgl. Kapitel 8), das politische Wissen und das Selbstwertgefühl (*political efficacy*, vgl. Kapitel 10) und die *policy*-Orientierungen (Kapitel 12). Der neuere Zweig knüpft an die auf Converse (1964) zurückgehende Analyse der Struktur individueller Einstellungen und Überzeugungssysteme an. Er beschäftigt sich mit den Fragen, wie individuelle politische Einstellungen und Überzeugungen beschaffen sind, wie sie entstehen und sich verändern, in welcher Beziehung die einzelnen Elemente des individuellen Überzeugungssystems zueinander stehen und ob und wie sie die von Menschen zu treffenden politischen Entscheidungen beeinflussen (Kapitel 2 und 22).

3.4.1 Die Analyse politischer Einstellungen als empirische Demokratieforschung

3.4.1.1 Bestandsaufnahmen

Die hinter den Analysen politischer Einstellungen stehende theoretische Perspektive war somit im Zeitverlauf sowohl durch Kontinuität als auch Veränderungen gekennzeichnet. Unter dem Eindruck des Zusammenbruchs demokratischer Regime in der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg verstand sich die Einstellungsforschung der 1950er und 1960er Jahre als empirische Demokratieforschung. Ihr Interesse richtete sich auf die Erforschung der kulturellen Grundlagen einer stabilen und leistungsfähigen Demokratie, nicht zuletzt auch auf die Konsolidierung der Demokratie in ehemals autoritär regierten Staaten (Almond und Verba 1963, 1980; Pye und Verba 1965). Als die für eine liberal-pluralistische Demokratie westlicher Prägung typische Kultur galt die *civic culture*, eine Mischung traditioneller (unter anderem: Loyalität, Konsens und Passivität) und moderner (Kritikbereitschaft, Konflikt, Aktivität) Wertorientierungen und Einstellungen. Nach Almond und Verba (1963) stellt diese Synthese den in einer gut funktionierenden Demokratie erforderlichen Ausgleich zwischen den Prinzipien des effektiven Regierens (*power*) und des gegenüber der Öffentlichkeit verantwortlichen Handelns (*responsiveness*) her und stabilisiert auf diese Weise das demokratische Regime (später auch: Sniderman 1981).

Nicht zuletzt auf Grund der Datenlage und der noch wenig entwickelten statistischen Analyseverfahren war eine systematische empirische Prüfung dieser Annahmen zunächst nicht möglich. Erste direkte Tests der Beziehung zwischen der politischen Kultur und der politischen Struktur präsentierten in den 1990er Jahren Putnam, Leonardi und Nanetti (1993; Putnam 2000), Lipset, Seyong und Torres (1993), Muller und Seligson (1994) sowie Inglehart und Mitforscher (Granato, Inglehart und Leblang 1996; Dalton und Welzel 2014; Inglehart und Welzel 2005). Auch die in diesen Studien auf der Aggregatebene nachgewiesenen schwachen und inkonsistenten Zusammenhänge zwischen der Dauerhaftigkeit demokratischer Strukturen und den Merkmalen einer modernen Kultur sind wegen der unzulänglichen Operationalisierung der Schlüsselvariablen der Theorie demokratischer Stabilität von begrenzter Aussagekraft.

Implizit blieben die in den 1970er und 1980er publizierten Untersuchungen des Verhältnisses der Bürger zur Politik in den westlichen Demokratien dem Stabilitätsparadigma verpflichtet, zugleich deutete sich aber ein Perspektivenwandel an. Vermehrt warfen Sozialwissenschaftler die Frage auf, wie sich der unbestrittene gesellschaftliche und politische Wandel in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf die Einstellungen der Menschen zur Politik auswirke (einen guten Überblick über diese Ansätze geben Kaase und Newton 1995; Thomassen und van Ham 2017). Die von den Spätkapitalismus- und Regierbarkeitstheorien sowie in Analysen der Postdemokratie (zusammenfassend zu diesen Ansätzen: Schäfer 2008) Annahme einer globalen Ak-

zeptanzkrise der westlichen Demokratien fand in der empirischen Forschung allerdings keinen Rückhalt (zusammenfassend Kaase und Newton 1995). Wie frühere und spätere Einstellungsstudien belegten die über den Zeitraum 1970 bis 1990 publizierten Untersuchungen vielmehr große Unterschiede in den politischen Orientierungen innerhalb von und zwischen Nationen und ebenso große intertemporale Fluktuationen politischer Einstellungen (z.B. Dalton 2004; Klingemann und Fuchs 1995; Norris 1999a).

Der Zusammenbruch autoritärer Regime seit den 1970er Jahren verlieh der in „The Civic Culture“ gestellten Frage nach dem Gelingen demokratischer Konsolidierungsprozesse eine unerwartete Aktualität. Die sich rasch entwickelnde empirische Forschung über die Ausbreitung demokratiekonformer Einstellungen in postautoritären Gesellschaften förderte unterschiedliche Befunde zu Tage. Während sich beispielsweise in Spanien schnell eine breite Unterstützung der Demokratie sowie ihrer Institutionen und Prozesse entwickelte (Montero, Gunter und Torcal 1997), setzten sich diese für die Demokratie förderlichen Einstellungen in den meisten postkommunistischen Gesellschaften nur sehr schwer durch. Ungeachtet nationaler Differenzen sind demokratiekompatible Einstellungen in der postkommunistischen Welt heute noch immer seltener als in den älteren europäischen Demokratien (Gerhards 2005; Klingemann, Fuchs und Zielonka 2006; Rose, Mishler und Haerpfer 1998).

Die mittlerweile zahlreichen empirischen Analysen der politischen Einstellungen der Bevölkerung in modernen Gesellschaften konvergieren in der Erkenntnis, dass sich die Bürger in ihren politischen Einstellungen voneinander unterscheiden. In den demokratisch regierten Staaten fühlt sich eine breite Mehrheit der politischen Gemeinschaft verbunden und unterstützt die Demokratie als Ordnungsmodell, nur eine Minderheit weist negative Einstellungen auf. Die Zufriedenheit mit dem aktuellen Funktionieren der Demokratie fällt geringer aus, befindet sich aber dennoch in den meisten Ländern auf einem relativ hohen Niveau. In nahezu allen Ländern vertraut die Bevölkerung den regulativen Institutionen (Polizei, Gerichte) mehr als den repräsentativen Institutionen (Parlament, Regierung) sowie den Parteien und Politikern. Obgleich sich das beschriebene Muster in zahlreichen demokratischen Staaten zeigt, weist die Verteilung dieser Einstellungen sowie anderer Orientierungen (politisches Interesse, politisches Selbstwertgefühl, Parteiidentifikation) im internationalen Vergleich eine beachtliche Spannweite auf. Die USA und Großbritannien hatten die in den 1960er Jahren von Almond und Verba (1963) konstatierte Position als Musterfälle einer demokratiekonformen politischen Kultur bereits in den 1970er Jahren verloren (Almond und Verba 1980). Sie wurden von den nordeuropäischen Demokratien abgelöst. Am wenigsten entsprechen die postkommunistischen Staaten Ost- und Ostmitteleuropas dem Ideal einer *civic culture* (Norris 2011). Schließlich widerlegt die empirische Forschung mit großer Eindeutigkeit die Annahme eines globalen Rückgangs der politischen Unterstützung. Stattdessen weisen die Unterstützung der Demokratie und das politische Vertrauen im Zeitverlauf große, von Gesellschaft zu Gesellschaft deutlich variierende Schwankungen auf. Die gleiche Feststellung gilt für das politische Interesse und das politische Selbstwertgefühl (Dalton 2017; Norris 2011, 2017; Torcal 2017; van Ham und Thomassen 2017). In ihrer umfassenden Analyse weltweiter Entwicklungstrends im Verhältnis der Bevölkerung zur Politik kommt Norris zum folgenden Fazit:

„[...] during the last quarter century (except for confidence in parliaments), no significant erosion of system support can be detected from the indices of composite institutional confidence, attitudes towards democratic governance and rejection of autocracy, or feelings

of nationalism. Instead, trendless fluctuations over time are apparent, or else a relatively stable pattern.“ (Norris 2011: 114)

3.4.1.2 Erklärungen

Die zwischen einzelnen Personen und zwischen demokratisch regierten Staaten existierenden Einstellungsunterschiede kommen durch unterschiedliche Faktoren zustande. In ihren umfassenden Bestandsaufnahmen des Wandels politischer Unterstützung in den gegenwärtigen Gesellschaften unterscheiden Dalton (2004: 62ff.) und Norris (2011: 119ff.) zwischen mehreren, einander nicht ausschließenden Erklärungsansätzen mittlerer Reichweite. Wichtige Anstöße zum Einstellungswandel gehen demnach vom Übergang zur postindustriellen Gesellschaft und von der Globalisierung aus, die in ihrer Bedeutung für die Demokratie ambivalente Spuren hinterließen. Norris (1999b, 2011: 119ff.; ähnlich: Klingemann 2014) interpretierte die Ausbreitung eines neuen Bürgertypus, der kritischen Bürger, die eine dezidierte Unterstützung der Demokratie als Ordnungsmodell und eine starke politische Involvierung mit einer skeptischen Haltung zum aktuellen Zustand der Demokratie, ihren Institutionen und Akteuren verbinden, als Ergebnis gesellschaftlicher und politischer Modernisierungsprozesse. Sie stuft die kritischen Demokraten als mögliche Katalysatoren demokratischer Innovationen ein. Dagegen verweisen Kriesi u. a. (2012) auf die durch die Modernisierung und Globalisierung hervorgerufene neue soziale Spaltung in subjektive Gewinner und Verlierer, die für das Erstarken populistischer Bewegungen mitverantwortlich sei (vgl. auch Aarts, van Ham und Thomassen 2017; Inglehart 1999).

Eine ambivalente Rolle für das Verhältnis der Menschen zur Politik schreiben Forscher auch dem Wandel des Systems der Massenkommunikation zu (Norris 2011: 169ff.). Auf der einen Seite stehen die positiven Effekte der verbesserten und erleichterten Möglichkeiten zur schnellen und umfassenden Beschaffung von politischen Informationen aller Art, die den Bürgern die politische Urteilsbildung erleichtern und ihre Einstellungen auf eine solide kognitive Basis stellen. Auf der anderen Seite stehen die Massenmedien seit langem in der Kritik, weil sie durch ihre negative Berichterstattung über die Politik einen wesentlichen Beitrag zum Abbau politischer Unterstützung leisteten (Newton 2017; Robinson 1976; van Aelst 2017; differenzierter: Mutz 2015; Mutz und Reeves 2005).

Das Sozialkapitalkonzept betrachtet das soziale Engagement, das soziale Vertrauen und die Unterstützung prosozialer Werte und Normen als Schlüsselgrößen für das gesellschaftliche Zusammenleben und postuliert demzufolge einen positiven Einfluss der Sozialkapitalausstattung von Individuen und Gesellschaften auf alle Aspekte des Verhältnisses der Menschen zur Politik (Hooghe und Kern 2017; Liu und Stolle 2017). Putnam (2000: 137) stellt hierzu lapidar fest: „[...] people who trust others are all-round good citizens.“ Der von ihm beschriebene Zerfall des Sozialkapitals, den er unter anderem auf die Ausbreitung elektronischer Massenmedien zurückführt, wäre demnach eine von mehreren Ursachen für eine negative Entwicklung des Verhältnisses der Bürger zur Politik.

In der empirischen Forschungspraxis spielen die (wahrgenommene) Leistung des politischen Systems, seiner Institutionen und Akteure (Dalton 2004: 111ff.; Norris 2011: 188ff.) bisher eine wichtige Rolle bei der Erklärung des Niveaus und des Wandels politischer Unterstützung. Neben den materiellen Leistungen auf verschiedenen Politikfeldern, insbesondere in der Wirtschafts- und Sozialpolitik, umfasst dieser Variablenkomplex die generelle Führung der Amtsgeschäfte durch die Regierungen und deren Responsivität gegenüber der Wählerschaft. Wie meh-

rere empirische Studien zeigen, gehören Einstellungen wie die Bewertung der Responsivität der politischen Führung sowie die Einschätzung der Wirtschaftslage und der gesellschaftlichen Verteilungsgerechtigkeit zu den wichtigsten Determinanten politischer Unterstützung (Denters, Gabriel und Torcal 2007)

Bei der Erklärung der zwischen und innerhalb von Gesellschaften auftretenden Einstellungsunterschiede haben sich diese Theorien mittlerer Reichweite in unterschiedlichem Maße bewährt. Nicht alle Einstellungen lassen sich gleich gut erklären und nicht alle zur Erklärung herangezogenen Größen beeinflussen gleichermaßen stark die Einstellungen der Menschen zur Politik. Dies ist nicht zuletzt auf die international und intertemporal variierenden Ausprägungen dieser Randbedingungen zurückzuführen. Da alle modernen Gesellschaften einerseits den beschriebenen globalen Entwicklungstrends wie der Postindustrialisierung, der Globalisierung und dem Wertewandel ausgesetzt sind, dürften viele Aspekte des Verhältnisses der Bevölkerung zur Politik vergleichbaren, global wirksamen Gesetzmäßigkeiten unterliegen. Auf der anderen Seite sind nicht alle Gesellschaften in gleichem Maße diesen Prozessen unterworfen, weil sich ihr Ausgangsniveau im Modernisierungsprozess unterscheidet, weil sie in unterschiedlichem Maße in globale Märkte integriert sind oder weil die nationalen politischen Eliten unterschiedlich auf globale Entwicklungstrends reagieren. Hinzu kommen spezifische nationale Faktoren wie zeitlich unterschiedlich gelagerte Wahltermine, unterschiedlich funktionierende Mediensysteme, wohlfahrtsstaatliche Arrangements, rechts- und verwaltungsstaatliche Traditionen, die parteipolitische Zusammensetzung der Regierung und viele andere nationale Besonderheiten (Bowler 2017; Norris 1999b). Die nationalen politischen Strukturen, Kontexte und Entwicklungsdynamiken generieren inner- und zwischengesellschaftliche Unterschiede im Verhältnis der Menschen zur Politik. Aus diesen resultieren innerhalb einzelner Gesellschaften unterschiedliche, oft gruppenspezifische Ausprägungen und Veränderungen politischer Einstellungen. Auf Grund der Pluralität innergesellschaftlicher Konstellationen und Wirkungszusammenhänge hat die Intensivierung transnationaler Austauschprozesse bisher nicht zu einer kulturellen Konvergenz der modernen Gesellschaften geführt. Innerhalb von Gesellschaften haben eben diese Prozesse die Pluralität politischer Einstellungen eher verstärkt als reduziert.

3.5 Die theoretische und methodische Neuorientierung der politikwissenschaftlichen Einstellungsforschung

3.5.1 Die kognitive Wende in der politischen Psychologie

Einstellungsunterschiede treten unter anderem deshalb auf, weil Menschen ihre Umwelt unterschiedlich wahrnehmen und aus diesen Wahrnehmungen unterschiedliche Folgerungen ableiten. Wie zahlreiche seit den 1960er Jahren durchgeführte empirische Studien zeigen, interessiert sich nur eine Minderheit der Menschen stark für die Politik, weist ihr eine große Bedeutung für das eigene Leben zu und verfügt über mehr als rudimentäre politische Kenntnisse und Kompetenzen. In den meisten Demokratien ist die Mehrheit der Menschen bestenfalls moderat in politische Prozesse involviert. Der Grad ihrer Hinwendung zur Politik hängt davon ab, ob sie sich von einer Angelegenheit betroffen fühlen oder ob ein Anlass für eine Intensivierung des kognitiven Engagements besteht, etwa in Folge von Krisen, Skandalen, aber auch Wahlen und Wahlkämpfen. Zudem wurde ein starker Zusammenhang zwischen dem Bildungsniveau und dem Ausmaß der politischen Involvierung festgestellt. Diese zunächst in den USA gemachten

Beobachtungen (Delli Carpini und Keeter 1996; Neuman 1986) bestätigten sich in einer Reihe international vergleichender Studien, die allerdings – ähnlich den Befunden zur politischen Unterstützung – deutliche internationale und intertemporale Unterschiede in der mentalen Anteilnahme der Bürger an der Politik belegen (vgl. Kapitel 10 sowie Dalton 2014a, 2014b; Martin und van Deth 2007).

Die Erkenntnisse der empirischen Forschung stellen die normativen Annahmen derjenigen Demokratietheorien in Frage, die in einer Ausweitung des bürgerschaftlichen Engagements den Schlüssel zu einer Verbesserung der Qualität der Demokratie sahen. In der Tat würden sich Demokratien in einem Dilemma befinden, wenn die Akteure, die die Quelle legitimer Herrschaft darstellen, nicht dazu in der Lage wären, rationale oder gut informierte Entscheidungen zu treffen. Einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit weisen Lupia und McCubbins (1998), die in begrenzten Informationen kein Hindernis für vernünftige Entscheidungen sehen. Nach ihren Annahmen erfordern diese keine vollständige Information, sondern lediglich allgemeine Ideen von den Konsequenzen politischen Handelns. Bürger in Demokratien trafen bewusst viele Entscheidungen auf der Grundlage einer begrenzten Menge einfacher Informationen. Sie seien aber gleichwohl dazu in der Lage, ihr Wissen systematisch in einer Weise zu nutzen, die zu für sie (subjektiv) sinnvollen Entscheidungen führe.

Vor diesem Hintergrund entwickelte sich in der Politikwissenschaft ein Forschungsstrang, der die Struktur des individuellen Orientierungssystems und Prozesse der Einstellungs- und Urteilsbildung in den Blickpunkt der Analyse nahm (vgl. Kapitel 2). Den Ausgangspunkt bildet eine von Converse (1964) vorgelegte Studie. Demnach besteht das Überzeugungssystem von Individuen aus wenigen zentralen, abstrakten und stabilen Prinzipien, um die sich eine große Zahl peripherer, auf spezifische Situationen und Objekte bezogener und relativ leicht wandelbarer Einstellungen lagern. Die zentralen Elemente des individuellen Überzeugungssystems beeinflussen die peripheren Elemente und verleihen diesen Ordnung und Sinn. Menschen, die bei ihrer Interpretation und Bewertung der politischen Wirklichkeit auf die zentralen Elemente ihres Überzeugungssystems zurückgreifen, praktizieren nach Converse einen ideologischen Denkstil. Weniger komplexe Interpretationen der politischen Wirklichkeit stellen lediglich Verbindungen zwischen den zu bewertenden Objekten und spezifischen politischen Akteuren, Institutionen, Gruppen oder Situationen her. Schließlich vollziehen sich solche Bewertungen in manchen Fällen auch gänzlich unstrukturiert und *ad hoc*. Klingemann (1979a, 1979b) entwickelte diese Überlegungen weiter und präsentierte international vergleichende empirische Befunde über die Struktur des individuellen Überzeugungssystems, denen zufolge nur eine kleine Minderheit der Bürger demokratischer Staaten zu einer strukturierten, auf abstrakte politische Konzepte gestützten Bewertung politischer Sachverhalte in der Lage ist.

Unter dem Stichwort der „non-attitudes“ lösten die Befunde der empirischen Forschung eine weitere Debatte aus, die die bis dahin für mehr oder minder selbstverständlich gehaltene Annahme in Frage stellte, dass Menschen überhaupt Einstellungen zur Politik entwickelten. Mit der Vorstellung von „Nichteinstellungen“ wurde die Annahme verbunden, Menschen setzten sich in ihrem Alltag nicht systematisch mit politischen Problemen auseinander, da diese nicht zu den von ihnen als wichtig eingestuften Fragen gehörten. In Umfragen mit politischen Stimuli konfrontiert, reagierten sie willkürlich auf diese oder riefen die Assoziationen ab, die ihnen in der Befragungssituation gerade zugänglich seien (Converse 1970; Pierce und Rose 1974; Schuman und Presser 1980; Sniderman, Tetlock und Elms 2001). Die Debatte über das Thema „Einstellungen und Nichteinstellungen“ hatte sowohl substantielle als auch methodische Im-

plikationen. In methodischer Hinsicht führte sie zu der Frage nach geeigneten Verfahren und Formaten zur Messung politischer Einstellungen, zum Beispiel durch Survey Experimente. In substanzieller Hinsicht inspirierte sie neue Überlegungen über Prozesse der politischen Urteilsbildung.

Die Form der Informationsbeschaffung, -verarbeitung und Urteilsbildung bildet seit einigen Dekaden einen Schwerpunkt der politikwissenschaftlichen Einstellungsforschung. Diese Beiträge behandeln eine Reihe traditioneller Fragen der Einstellungs- und Verhaltensforschung aus einer neuen, aus der Kognitionspsychologie gewonnenen Perspektive. Dabei werden Annahmen der älteren Entscheidungstheorie (z.B. Downs 1957: 83ff., 97ff.; Simon 1957: 196ff.) aufgenommen, weiterentwickelt und einer empirischen Prüfung unterzogen (Lupia und McCubbins 1998; Lupia, McCubbins und Popkin 2000; Popkin 1991; Sniderman, Brody und Tetlock 1991; Zaller 1992). Im Mittelpunkt dieser Überlegungen steht die Frage, wie Menschen unter den Bedingungen knapper Ressourcen zu vernünftigen, für sie zufriedenstellenden Problemlösungen gelangen (Redlawsk und Lau 2013). Der Weg hierhin führt über die Verwendung von Hilfsmitteln in Form von Schemata (vgl. Conover und Feldman 1984; Lau 1986; Zaller 2002) oder Heuristiken (vgl. Lupia und McCubbins 1998: 17ff.; Sniderman 2000; Sniderman, Brody und Tetlock 1991: 14ff.).

In der Literatur werden zahllose Heuristiken beschrieben (Kuklinski und Quirk 2000). Fiske und Taylor (2017: 191ff.) unterscheiden Repräsentations-, Zugänglichkeits-, Anker- und Simulationsheuristiken. Bei der Verwendung von Repräsentationsheuristiken schreiben Individuen einem Objekt auf Grund seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe Eigenschaften zu, die als typische Merkmale der betreffenden Gruppe gelten. Von Zugänglichkeitsheuristiken ist dann die Rede, wenn Menschen ihre Entscheidung auf der Grundlage derjenigen Überlegung treffen, die ihnen – aus welchen Gründen auch immer – zum Zeitpunkt der Entscheidung gerade in den Sinn kommt. Die Verwendung von Ankerheuristiken impliziert das Festhalten an fixen, zum Beispiel bewährten, Referenzgrößen. Simulationsheuristiken bestehen in der gedanklichen Übertragung der in einer spezifischen Situation gesammelten Erfahrungen auf andere Situationen. Als für die Politik typische Heuristiken werden die Übernahme der von anderen, vertrauenswürdigen und kompetenten Personen vertretenen Positionen (Lupia und McCubbins 1998), die Parteiidentifikation (als Ersatz für die Auseinandersetzung mit spezifischen politischen Streitfragen bzw. mit den Eigenschaften von Kandidaten) oder eine positive bzw. negative Einstellung zu bestimmten Gruppen (Sniderman, Brody und Tetlock 1991) genannt.

Einige kognitionstheoretische Analysen stellen die Verwendung von Heuristiken als Standardverfahren bei der Verarbeitung politischer Informationen dar und führen dies auf die geringe Relevanz der Politik für einen großen Teil der Wähler zurück. Andere verweisen darauf, dass sich Menschen bei ihrer Auseinandersetzung mit Politik in unterschiedlichen Ausgangssituationen befinden können, die einerseits durch die Eigenschaften der Entscheidungssituation und andererseits durch die Motive und Dispositionen der Entscheidenden bedingt sind (Sniderman 2000: 74f.). So variiert die für Entscheidungen verfügbare Zeit und Information, aber auch die Bedeutsamkeit eines spezifischen politischen Problems für die Entscheidenden. Auf der Basis dieser Überlegungen unterscheidet Kahneman zwischen zwei Systemen der Informationsverarbeitung, die er wie folgt beschreibt:

„The operations of System 1 are fast, automatic, effortless, associative, implicit (not available to introspection), and often emotionally charged; they are also governed by habit and are therefore difficult to control or modify. The operations of System 2 are slower, serial,

effortful, more likely to be consciously monitored and deliberately controlled; they are also relatively flexible and potentially rule governed“ (Kahneman 2003: 698).

Ähnliche Vorstellungen enthalten das *elaboration likelihood model* von Petty und Cacioppo (1986), das heuristisch-systematische Modell von Chaiken (1980) und das MODE-Modell von Fazio (1986). Nach den in diesen *dual mode-* oder *dual process-*Theorien enthaltenen Annahmen steigt die Wahrscheinlichkeit einer routinehaften, auf Heuristiken gestützten Urteilsbildung, wenn wenig Zeit und Informationen für die Urteilsbildung verfügbar sind und wenn der betreffende Sachverhalt für den Entscheidenden von nachrangiger Bedeutung ist. Petty und Cacioppo bezeichnen diesen Prozess als „periphere Route“ der Informationsverarbeitung. Dagegen begünstigen großzügige zeitliche und informationelle Ressourcen und eine hohe Salienz der zu entscheidenden Frage eine gründliche, auf breite Informationsbeschaffung und sorgfältige Abwägung der Alternativen gestützte Entscheidung, die nach Petty und Cacioppo auf der „zentralen Route“ erfolgt.

3.5.2 Emotionen in der Politik

Bei der Bildung politischer Urteile handelt es sich keineswegs um einen rein kognitiven Vorgang. Viele Heuristiken, beispielsweise die Verwendung der Parteiidentifikation, von Gruppenschemata oder von Stereotypen und Vorurteilen, weisen eine starke affektive Komponente auf. Obgleich sich die Einstellungsforschung seit ihren Anfängen immer mit verschiedenen Arten affektiver Beziehungen der Menschen zu politischen Objekten beschäftigte (Neblo 2007), entstand die politikwissenschaftliche Emotionsforschung ungefähr zeitgleich mit der Kognitionsforschung, mit der sie zudem große inhaltliche Überschneidungen aufweist.

Relativ unumstritten ist die Annahme, dass Emotionen die politische Urteilsbildung von Menschen beeinflussen. Jedoch bestehen unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie dieser Einfluss aussieht, wie nachhaltig er ist und welche Emotionen in welcher Weise wirken. Die politikwissenschaftliche Einstellungsforschung betrachtet die Rolle von Emotionen für die politische Urteilsbildung unter zwei verschiedenen Blickwinkeln. Der größte Teil der bisher vorgelegten empirischen Studien untersucht die *intraindividuellen* Wirkungen von Emotionen d. h. den Einfluss der bei einer bestimmten Person auftretenden Emotionen auf die nachfolgenden Prozesse der Einstellungsbildung. Seltener wurden dagegen bisher die *interindividuellen* Effekte von Emotionen untersucht, d. h. die von den Emotionen eines Senders ausgelösten Wirkungen auf die Einstellungen der Rezipienten (van Kleef 2016: 5f.).

Die in der politikwissenschaftlichen Einstellungsforschung besonders einflussreiche Theorie des motivierten Urteilens (*motivated reasoning*) gehört zu der ersten Gruppe von Ansätzen (Lodge und Taber 2000, 2013; Lodge, Taber und Weber 2006). Sie knüpft an die von Zajonc (1984) vertretene Annahme eines Primats von Emotionen (gegenüber Kognitionen) bei der menschlichen Urteilsbildung an und betrachtet alle Informationen, Einstellungen und Urteile als affektiv geprägt (*hot cognition*-Hypothese). Diese Theorie ersetzt den *homo oeconomicus* durch den motivierten Entscheider, dessen Urteile und Handlungen nicht aus sorgfältigen und gründlichen Abwägungsprozessen hervorgehen, sondern auf eine *ex-post*-Rationalisierung bereits getroffener Entscheidungen zielen.

Das Theorem vom Primat von Affekten betont die Wirkmächtigkeit von Affekten bzw. Emotionen bei der Auseinandersetzung von Menschen mit ihrer Umwelt. Aussagen über die Wirkung spezifischer Arten von Emotionen stehen aber nicht in ihrem Fokus. Die Theorie der af-

fektiven Intelligenz verfolgt dagegen das Ziel, die Bedeutung positiver und negativer Emotionen für den Prozess der Informationsbeschaffung und Verarbeitung zu klären (Marcus, Neuman und MacKuen 2000). Sie bildet insofern eine Brücke zwischen den kognitionspsychologischen *dual mode*-Theorien und der Emotionsforschung.

Im Gegensatz zu dem seit Jahrhunderten in der Politischen Philosophie konstruierten Gegensatz von Rationalität und Emotionalität postuliert sie, dass gefühlbetontes Urteilen und Entscheiden unter bestimmten Bedingungen zu gut durchdachten und wohl begründeten Urteilen führe (Marcus, Neuman und MacKuen 2000). Wie die zuvor behandelten *dual mode*-Theorien unterscheidet die Theorie der affektiven Intelligenz zwischen zwei Modi der Urteilsbildung, führt diese aber nicht auf Faktoren wie Zeit, Information oder die Salienz von Problemen, sondern auf die durch eine Handlungssituation ausgelösten Gefühle zurück. Löst ein Stimulus bei Rezipienten positive Gefühle – etwa Stolz oder Freude – aus, dann entsteht ein Gefühl von Sicherheit und Normalität. Unter dieser Voraussetzung ist es nicht erforderlich, vor der Entscheidung für eine bestimmte Reaktion auf einen Stimulus aufwändige kognitive Prozesse in Gang zu setzen. Vielmehr greifen Menschen in diesen Fällen auf Heuristiken zurück und wählen damit die periphere Route der Informationsverarbeitung. Anders verhält es sich bei der Konfrontation mit Stimuli, die negative Gefühle wie Angst oder Ärger auslösen. Diese bilden eine Quelle von Unsicherheit und perzipierter Gefährdung und führen zu der Einschätzung, dass die eingeführten Entscheidungs routinen zur Bewältigung der Handlungssituation nicht ausreichen. Aus diesem Grund unternehmen Individuen kognitive Anstrengungen, um zu einer angemessenen Einschätzung der in ihrer Handlungssituation vorhandenen Alternativen zu gelangen. Dies erfordert ein aufwändiges Vorgehen bei der Beschaffung und Verarbeitung von Informationen (MacKuen u. a. 2007: 126ff.).

Wie in den Vereinigten Staaten durchgeführte empirische Studien zeigen, liefert die Theorie der affektiven Intelligenz Hinweise auf eine mit der Gefühlslage der Wähler variierende Bedeutung der klassischen Determinanten des Wahlentscheides. Findet eine Wahlentscheidung in einem emotional positiv besetzten Umfeld statt, dann stützen die Wähler ihre Entscheidung stärker auf die Parteiidentifikation oder ihre ideologische Neigung als in Situationen, die sie als bedrohlich empfinden. In diesem Fall steigt die Bedeutung der Themen- und Kandidatenorientierungen für die Wahlentscheidung (MacKuen u. a. 2007).

Während die Theorien des motivierten Urteilens und der affektiven Intelligenz die intraindividuellen Effekte von Emotionen untersuchen, entstand in der Mitte der 1980er eine Forschungsrichtung, die sich für die Rolle von Emotionen in intrapersonellen Austauschprozessen interessierte. Theoretisch knüpften diese ersten Studien an Arbeiten Ekman (Ekman, Friesen und Ancoli 1980) an und analysierten die Wirkungen von im Gesichtsausdruck erkennbaren positiven und negativen Emotionen. Wie eine Serie von Experimenten zeigte, lösten von Spitzenpolitikern gezeigte positive und negative Emotionen im Publikum kongruente emotionale Reaktionen aus und verbesserten bzw. verschlechterten zugleich die Bewertung der betreffenden Politiker durch die Rezipienten (Masters und Sullivan 1989; Sullivan 1996; Sullivan und Masters 1988). Da diese Effekte nicht immer auftraten, wurden Ansätze zu einer besseren theoretischen Fundierung der Experimente entwickelt, von denen die Theorie der emotionalen Ansteckung (Hatfield, Cacioppo und Rapson 1994) und die Theorie der Emotion als soziale Information (van Kleef 2016) besonders wichtig sind. Auch diese Konzepte unterscheiden zwischen einem automatischen, unbewussten und schnellen Affekttransfer vom Sender zum Empfänger („primitive emotionale Ansteckung“) einerseits und einer bewussten, mehr oder minder

aufwändigen Verarbeitung emotionaler Signale, die bei den Empfängern unterschiedliche Reaktionen auslöst. Als Mediatoren zwischen einem emotionalen Stimulus und der Reaktion auf diesen erwiesen sich zum Beispiel die Parteiidentifikation des Empfängers (Sullivan 1996) und seine Einschätzung der Angemessenheit der gezeigten Emotion (Bucy und Bradley 2004).

Von einer breiten Rezeption und Diskussion dieser neueren Ansätze kann in der deutschen Politikwissenschaft bisher nicht die Rede sein. Die wenigen deutschen Veröffentlichungen zur politischen Psychologie (vgl. die Überblicksdarstellungen von Faas, Arzheimer und Roßteutscher 2010; Faas, Frank und Schoen 2015; Zmerli und Feldman 2015) setzen den Schwerpunkt auf die Analyse kognitiver Prozesse. Analysen der Bedeutung von Emotionen für die politische Urteilsbildung und Entscheidung sind eher in der Kommunikationsforschung zu finden (z.B. Schemer 2009; Schemer, Wirth und Wünsch 2010). Vor allem ist eine systematische Verbindung der traditionellen demokratietheoretisch ausgerichteten Einstellungsforschung zu den neueren kognitions- und emotionspsychologischen Ansätzen allenfalls in Ansätzen zu erkennen (z.B. Mondak, Hayes und Canache 2017; Rudolph 2017; Theiss-Morse und Barton 2017). Im Vergleich damit zeigt sich die Wahlforschung aufgeschlossener für die Aufnahme der im Rahmen der kognitiven und affektiven Wende in der politischen Psychologie entwickelten Überlegungen (vgl. Kapitel 27 sowie Redlawsk und Pierce 2017).

4. Politische Partizipation

4.1 Das Partizipationskonzept

Einstellungen bezeichnen latente, einer direkten Beobachtung nicht zugängliche Dispositionen. Dagegen zielt die Analyse politischer Partizipation auf unmittelbar beobachtbares politisches Verhalten. Obgleich Art und Ausmaß politischer Partizipation auf den ersten Blick leichter feststellbar sind als individuelle politische Einstellungen, gibt es keine einheitlichen Vorstellungen davon, welche konkreten politischen Aktivitäten man als politische Partizipation bezeichnen sollte und welche nicht. Die frühen Arbeiten auf dem Gebiet der Partizipationsforschung schenkten der Auseinandersetzung mit konzeptuellen Problemen keine große Aufmerksamkeit und gaben sich mit einer Auflistung der unter dem Sammelbegriff Partizipation untersuchten Aktivitäten zufrieden (Campbell u. a. 1960: 90ff.; Lipset 1959:184). Größere Anstrengungen zu einer klaren, konzeptuell begründeten Abgrenzung des Gegenstandsbereichs der Forschung wurden erst seit den 1960er Jahren unternommen, als sich die Partizipationsforschung zu einer eigenständigen Teildisziplin der Politikwissenschaft entwickelte. Zu dieser Zeit bildete sich ein Verständnis politischer Partizipation heraus, das mit einigen Veränderungen auch heute noch vorherrscht. Demnach bezeichnet man als politische Partizipation alle diejenigen Aktivitäten, die Privatpersonen in der Absicht unternehmen, Einfluss auf politische Entscheidungen auszuüben (Kaase 1997: 160; van Deth 2014). Verba und Nie (1972: 2) grenzten die politische Partizipation zunächst auf legale Formen der Einflussnahme ein, was auf Grund der Veränderungen der politischen Aktionsstile jedoch keinen Bestand hatte und in neueren Definitionen nicht mehr zu finden ist (z.B. Verba, Schlozman und Brady 1995: 38f.). Die politische Partizipation ist damit als eigenständige, von anderen politischen Aktivitäten klar abgegrenzte Menge von Handlungen ausgewiesen und lässt sich durch die folgenden Merkmale charakterisieren: Es handelt sich (1) um intentionale Handlungen, die (2) von Privatleuten ausgeführt werden und (3) dem Zweck dienen, Einfluss auf politische Entscheidungen zu nehmen. Durch diese Merkmale lässt sie sich von rein kommunikativen und unterstützenden Aktivitä-

ten, vom Handeln in professionellen Entscheidungsrollen und vom sozialen Engagement abgrenzen. Allerdings wird diese klare konzeptuelle Unterscheidung in der Forschungspraxis nicht immer durchgehalten, weil in empirische Messungen politischer Partizipation oft kommunikative und unterstützende Aktivitäten einbezogen werden. Zudem ist in den letzten Jahren eine Tendenz beobachtbar, unter der Sammelbezeichnung „bürgerschaftliches Engagement“ soziale und politische Partizipation zusammenzufassen (Zukin u. a. 2006: 50, 54; näheres bei Gabriel und Völkl 2005: 527ff.). Bei diesen zuletzt genannten Aktivitäten handelt es sich nicht um Partizipation im Sinne einer intendierten Einflussnahme auf politische Entscheidungen. Allerdings stehen sie empirisch mit partizipativen Handlungen im engeren Sinne in Verbindung und fungieren häufig als Begleiterscheinungen, Bedingungen oder Folgen politischer Partizipation.

4.2 Zur Entwicklung des Forschungsfeldes

4.2.1 Partizipation im Wandel: Konzepte und Bestandsaufnahmen

Nachdem die ersten Untersuchungen der Beteiligung der Bevölkerung an der Politik bereits vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges veröffentlicht worden waren (Asher, Richardson und Weisberg 1984), verschaffte die Etablierung der akademischen Wahlforschung dem Thema „Politische Partizipation“ eine breitere Aufmerksamkeit bei empirisch arbeitenden Politikwissenschaftlern (Campbell u. a. 1960: 89ff.). Mit Blick auf das tatsächliche politische Verhalten der Menschen konzentrierte sich die frühe Partizipationsforschung auf die Untersuchung der Wahlbeteiligung und der mit Wahlen (vgl. Kapitel 13) und Wahlkämpfen verbundenen Aktivitäten (vgl. Kapitel 15). Sie klassifizierte diese nach dem durch sie verursachten Aufwand und ihrem Verbreitungsgrad. Politische Beteiligung wurde als ein eindimensionales, hierarchisch geordnetes System verstanden, dessen Basis wenig aufwändige und relativ weit verbreitete Aktivitäten bildeten, während an der Spitze aufwändige und nur von wenigen Menschen genutzte Beteiligungsformen standen. Nach der Hierarchieannahme implizierte die Ausübung der an der Spitze der Partizipationspyramide stehenden Aktivitäten zugleich die Nutzung der einfacheren Formen politischer Einflussnahme. Diese Sicht brachte die von Milbrath (1965) beschriebene, metaphorisch an antike Gladiatorenkämpfe angelehnte Partizipationspyramide zum Ausdruck. Deren Basis bildeten die Inaktiven, die gänzlich außerhalb der Arena blieben. Die Zuschauer als zweite Gruppe besetzten die Ränge der Arena, standen aber in einer passiven bzw. rezeptiven Beziehung zur Politik, die sich auf die Stimmabgabe bei Wahlen und auf kommunikative Aktivitäten beschränkte. Als aktive Träger des politischen Lebens galten die „Gladiatoren“, die in der politischen Arena stehen und das gesamte Spektrum der (damals verbreiteten) Einflussmöglichkeiten ausschöpfen. Auch wenn diese Beschreibung der Beteiligungsstruktur nicht auf einer systematischen empirischen Überprüfung der Annahmen beruhte, dürfte sie die politischen Gegebenheiten in den meisten Demokratien der 1950er korrekt widergespiegelt haben (vgl. den Überblick bei Milbrath 1965).

Die ersten auf Sekundäranalysen der Daten der *civic culture*-Studie basierenden international vergleichenden Studien (Burstein 1972; Nie, Powell und Prewitt 1969a, 1969b; di Palma 1970) schrieben die traditionelle Sicht politischer Partizipation als eindimensionale, auf Kommunikation, Wahlen und Parteien ausgerichtete Aktivitäten fort. Eine durch methodisch anspruchsvolle empirische Analysen gestützte Forschung über die Struktur politischer Beteiligung

kam erst mit den Arbeiten einer Forschergruppe um Sidney Verba in Gang. In Studien über die Vereinigten Staaten (Verba und Nie 1972) und sechs weitere, in ihrem Institutionensystem, ihrer Sozialstruktur und ihrer politischen Kultur sehr unterschiedliche Gesellschaften (Verba, Nie und Kim 1978) lieferte die Verba-Gruppe die ersten empirischen Belege für eine qualitative Ausdifferenzierung des Partizipationssystems moderner Gesellschaften in mehrere Teilsysteme. Ihre Unterscheidung von Partizipationsmodi orientierte sich an den Merkmalen Funktion (Information oder Druck), Charakteristika der Arena (Konfliktintensität), Aufwand (Zeit, Information, Schwierigkeit) und Auswirkungen (kollektiv oder individuell). Durch eine Kombination dieser vier Merkmale grenzten Verba u. a. vier Partizipationssysteme voneinander ab: das Wählen, die Beteiligung an partei- und wahlbezogenen Aktivitäten, das Engagement für kollektive Angelegenheiten und die durch Eigeninteresse motivierten Politiker- und Behördenkontakte.

Verba und Nie (1972: 56ff.) konnten ihre Annahme über die qualitative Differenzierung zwischen verschiedenen Formen politischer Beteiligung im Prinzip durch Faktorenanalysen erhärten, ein Verfahren, das auch in später durchgeführten empirischen Studien Verwendung fand (z.B. Parry, Moyser und Day 1992; Teorell, Torcal und Montero 2007; Uehlinger 1988). Zugleich stellten sie zwischen den einzelnen Beteiligungsarten Überlappungen fest. Die in der ersten Phase der Partizipationsforschung vorgenommene Differenzierung zwischen Inaktiven und Vollaktiven bestätigte sich auch in diesen späteren Studien, jedoch lag zwischen diesen beiden politischen Schichten eine kleinere Gruppe von Aktivisten, die sich auf bestimmte Formen der Einflussnahme spezialisierte, andere Aktivitäten aber nicht nutzte (Verba und Nie 1972: 82ff.). Anders als die früheren Studien betrachtete die Verba-Gruppe die vier Beteiligungssysteme als qualitativ verschiedenartige Zugangsmöglichkeiten zum politischen System. Während Wahlen normalerweise keine klaren Signale über die in der Öffentlichkeit vorhandene Verteilung von Policy-Präferenzen vermittelten, gehe von ihnen ein relativ starker Druck auf die Träger politischer Mandate aus. Sie müssen sich am Ende ihrer Amtsperiode dem Wählervotum stellen und können bei einer negativ bewerteten Amtsführung abgewählt werden. Im Gegensatz dazu vermittelten die Politikerkontakte in eigener Sache den Adressaten eindeutige Informationen über die Präferenzen der Partizipanten, sie seien aber nicht mit effektiven Sanktionsmöglichkeiten verknüpft. Auch die beiden anderen Beteiligungssysteme repräsentierten jeweils spezifische Modi der Einflussnahme.

Nahezu zeitgleich mit den Arbeiten der Verba-Gruppe entwickelte ein Forscherteam um Samuel Barnes und Max Kaase einen Ansatz, der die Partizipationsforschung konzeptuell um einen von Verba u. a. noch vernachlässigten Aspekt erweiterte (Barnes u. a. 1979; Jennings u. a. 1990). Dabei handelte es sich um Protestaktivitäten, die seit den 1960er Jahren häufiger als Mittel der politischen Einflussnahme genutzt wurden, aber nur in einzelnen, überwiegend auf die Situation in den USA bezogenen Beiträgen untersucht worden waren (McPhail 1971; Muller 1972, 1978). Diese Perspektivenerweiterung rückte den Vergleich konventioneller (Kapitel 15) und unkonventioneller Formen des politischen Engagements (Kapitel 16) in den Blickpunkt der Forschung, die durch die Merkmale „Institutionalisierung, Legalität und Legitimität“ voneinander abgegrenzt wurden. Auf der Grundlage einer Kombination verschiedener Ausprägungen des konventionellen und unkonventionellen Verhaltens entwickelten die Political Action-Forscher eine Typologie politischer Aktionsstile und unterschieden zwischen den folgenden Akteurstypen: den Inaktiven, den Konformisten, den Protestierern, den Reformisten und den Aktivisten (Kaase und Marsh 1979a, 1979b; Marsh und Kaase 1979a). Später wurde

zwischen legalem Protest, zivilem Ungehorsam und der Anwendung von Gewalt als Formen unkonventionellen Verhaltens unterschieden (z.B. Parry, Moyser und Day 1992: 51ff.).

Die klassischen Partizipationsstudien der 1970er Jahre legten den Grundstein für die weitere Partizipationsforschung. Seither manifestierten sich die Erkenntnisfortschritte vornehmlich in einer Erweiterung des Gegenstandsbereichs um neue Beteiligungsformen (direkte, deliberative, konsumentenorientierte und digitale Beteiligungsformen; vgl. Kapitel 14, 16, 17), in einer Integration und Modifikation der vorliegenden Erklärungsmodelle und in einer Verbesserung der Datengrundlagen für international und intertemporal vergleichende, umfragebasierte empirische Analysen (van Deth 2009). Zu den Partizipationsformen, die in diesem Rahmen ins Blickfeld der empirischen Forschung rückten, gehört vor allem die Konsumentenpartizipation (Stolle, Hooghe und Micheletti 2005). In einer systematischen Fortführung der von der Verba- und der Political-Action-Gruppe entwickelten Typologien grenzten Teorell, Torcal und Montero (2007: 340ff.) die fünf Beteiligungssysteme „Wählen“, „Parteiaktivitäten“, „Kontakte“, „Konsumentenpartizipation“ und „Protest“ voneinander ab. Als Basis dieser durch eine Faktorenanalyse bestätigten Klassifikation dienten die Merkmale „(Nicht-)Einbindung in die Strukturen der repräsentativen Demokratie“, „Exit- oder Voice-Basierung“ und „Zielgenauigkeit“ (vgl. auch: Armingeon 2007; Newton und Montero 2007; Parry, Moyser und Day 1992; Pattie, Seyd und Whiteley 2004).

Andere Untersuchungen traditioneller und neuer Formen politischer Beteiligung nutzen Aggregatdaten oder kombinieren diese mit Individualdaten. Studien dieser Art beziehen sich auf die Wahlbeteiligung (vgl. Kapitel 13, Armingeon 1994; Blais 2010; Norris 2002: 35ff.) ebenso wie auf direktdemokratische Aktivitäten (vgl. Kapitel 14; Altman 2011; LeDuc 2003; Qvortrup 2017). Analysen deliberativer (Kapitel 17; Bächtiger u. a. 2018; Grönlund, Bächtiger und Setälä 2014; Jacobs, Lomax Cook und Delli Carpini 2009; Mutz 2006) und digitaler Beteiligungsformate (Aichholzer, Kubicek und Torres 2016; Chadwick 2006; Chadwick und Howard 2009; Lindner, Aichholzer und Hennen 2016; Krishnan und Lymm 2017) greifen häufiger auf qualitative als auf quantitative Daten zurück.

Die Forschung über neue Beteiligungsformate ist theoretisch und methodisch oft unzulänglich in den Mainstream der Partizipationsforschung integriert, wie auch nur wenige national repräsentative Bevölkerungsbefragungen Fragen nach der Beteiligung an diesen Aktivitäten einschließen. Insbesondere in der Forschung über deliberative und digitale Beteiligungsformen finden sich zahlreiche auf Beschreibungen beschränkte Darstellungen und Einzelfallstudien. In Entsprechung mit der gegebenen Sachlage beschränken sich die meisten empirischen Untersuchungen direktdemokratischer Verfahren auf die Schweiz und die US-Bundesstaaten (z.B. Bowler und Glazer 2008; Smith und Tolbert 2004 für die USA; Feld und Kirchgässner 2002; Vatter 2007 für die Schweiz). Allerdings lassen sich gerade in der Analyse direktdemokratischer und deliberativer Verfahren innovative Elemente ausmachen, die die Partizipationsforschung insgesamt inspirieren könnten. Exemplarisch hierfür sind die theoretisch interessanten Studien von Kriesi (2005) und von Lupia (1994). Sie beleuchten auf der Basis von Individualdaten die mit direktdemokratischen Aktivitäten verbundenen Prozesse der Urteilsbildung (vgl. auch: Schermer, Wirth und Matthes 2010). In der Deliberationsforschung entstanden liegen zudem einzelne experimentelle Studien (vgl. Kapitel 17 sowie Norman Anderson und Hansen 2007; Persson, Esaiasson und Gilljam 2013; Setälä und Herne 2014).

Wie in anderen Feldern der Einstellungs- und Verhaltensforschung setzte die politische Wende in Ostdeutschland auch für die deutsche Partizipationsforschung Impulse und inspirierte einige

Untersuchungen des Engagements in Bürgerbewegungen im Umfeld der Wende und nach der Vereinigung (Liebig und Wegener 1999; Opp 1994; Opp und Sievers 1998; Schmitt-Beck und Weins 1997). Neben breit angelegten neueren Partizipationsstudien (z.B. Koch, Wasmer und Schmidt 2001; Steinbrecher 2009; van Deth und Tausendpfund 2013) liegen einige detaillierte Untersuchungen der Wahlbeteiligung (Kleinhenz 1995; Steinbrecher, Huber und Rattinger 2007), des Engagements in Neuen Sozialen Bewegungen (Kriesi 1987; Schmitt 1990) und der Teilnahme an Referenden vor (Eder 2010; Gabriel 2015; Gabriel, Schoen und Faden-Kuhne 2014, Schoen 2012; Schiller 2002; Schoen, Glantz und Teusch 2011).

In der Summe vermitteln zahlreiche, seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges publizierte nationale und international vergleichende Partizipationsstudien das Bild sich ständig weiter ausdifferenzierender Formen des politischen Engagements. Neben die für repräsentative Demokratien typischen und funktional erforderlichen Aktivitäten (Wahlbeteiligung, Mitarbeit in Parteien und anderen demokratischen Massenorganisationen) traten immer mehr neue Modi politischer Einflussnahme, beginnend mit legalen und nichtlegalen Protestaktivitäten über die Beteiligung an direktdemokratischen und deliberativen Verfahren bis hin zur digitalen Partizipation. Das Spektrum der für die Bürgerschaft verfügbaren politischen Einflussmöglichkeiten war in der Geschichte der Menschheit vermutlich noch nie so breit wie seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. Dennoch wird genutzt in den meisten demokratischen Staaten die Mehrheit der Bürger ausschließlich die Stimmabgabe bei Wahlen zur Einflussnahme auf die Politik. Nur eine kleine Gruppe schaltet sich intensiv in das politische Geschehen ein und eine ebenfalls kleine Gruppe hält sich vollständig vom politischen Leben fern. Eine von Gesellschaft zu Gesellschaft unterschiedlich große Gruppe engagiert sich in irgendeiner Weise, zumeist punktuell und aus gegebenem Anlass. Besonderer Beliebtheit scheinen sich zeitlich befristete, auf konkrete, klar eingegrenzte Sachfragen bezogene Formen des Engagements zu erfreuen. Nach van Deth (2009: 142f.) hat sich das Repertoire politischer Partizipation in den letzten Jahren enorm verbreitert, ohne dass dies zum Verschwinden von Apathie geführt hätte. Unter den Aktiven befinden sich seiner Einschätzung nach auch viele, deren politisches Engagement von Enttäuschung, Ablehnung und Frustration gekennzeichnet ist, was sich unter anderem in einem Rückgang der Wahlbeteiligung und des Engagements in politischen Parteien manifestiert.

4.2.2 Erklärungsmodelle: Politische Partizipation als abhängige und unabhängige Variable

Wie in anderen Bereichen der Verhaltensforschung existieren auch in der Partizipationsforschung verschiedene Ansätze, die versuchen, Erklärungen dafür zu finden, dass bestimmte Menschen politisch aktiv werden und sich dabei unterschiedlicher Formen der Einflussnahme bedienen, während andere passiv bleiben. Die Erklärungsansätze der empirischen Partizipationsforschung unterscheiden sich in ihrer Reichweite, in ihrem Bezug auf die Individual- und die Systemebene und in den Variablen, auf die sie die beobachteten Verhaltensunterschiede zurückführen. Allgemeine Verhaltenstheorien wie der Rational Choice-Ansatz (z.B. Downs 1957; Hirschman 1970; Olson 1969) oder in dessen Weiterentwicklung entstandene psychologische Verhaltenstheorien (Ajzen 1988; Ajzen und Fishbein 1980) dienten als theoretische Basis einiger empirischer Studien (z.B. Müller 1979; Opp 1984). Eine von Pattie, Seyd und Whiteley (2004) publizierte Untersuchung unternahm den Versuch, den traditionellen Rational Choice-Ansatz mit neueren psychologischen Erklärungsmodellen zu verbinden (vgl. auch Lüdemann 2001). Insgesamt jedoch dominieren in der Partizipationsforschung Theorien mittlerer Reichweite, die politische Partizipation auf ein Zusammenspiel sozialer, psychologisch-kultureller

und institutioneller Faktoren zurückführen (so schon Milbrath und Goel 1977; näheres bei Gabriel 2012: 11ff. sowie Gabriel und Völkl 2005: 559ff.).

Ähnlich der Konzeptualisierung verdankt die Erklärung politischer Partizipation den Arbeiten der Verba-Gruppe wichtige Impulse. In ihrer Untersuchung der politischen Beteiligung in den Vereinigten Staaten entwickelten Verba und Nie (1972) ein anspruchsvolles Erklärungsmodell, das Art und Ausmaß politischer Partizipation auf das Zusammenspiel sozioökonomischer Ressourcen mit (politisierten) institutionellen Bindungen zurückführte. Diesen Ansatz entwickelte die Verba-Gruppe später zum *civic-voluntarism model* (Verba, Schlozman und Brady 1995) und legte damit ein Konzept vor, das bis heute die internationale Partizipationsforschung prägt. Neben den sozioökonomischen Ressourcen enthält es die Beteiligungsmotive und die Einbindung von Individuen in mobilisierende Netzwerke als Erklärungsvariable. Unter Verwendung eines anderen Ansatzes mittlerer Reichweite wiesen die „Political Action“-Forscher nach, dass das unkonventionelle politische Verhalten stärker von der Präferenz für postmaterialistische Werte und der Fähigkeit zur ideologischen Konzeptualisierung der Politik als vom sozioökonomischen Status bestimmt war, auch bei Kontrolle anderer relevanter Bestimmungsfaktoren politischer Beteiligung. Konventionelles politisches Engagement war demgegenüber primär vom Bildungsniveau und von der politischen Urteilsfähigkeit geprägt (Inglehart 1979; Klingemann 1979c).

Größere theoretische Innovationen blieben seit den 1990er Jahren in der Partizipationsforschung aus. Die auf den ersten Blick neuen theoretischen Impulse erweisen sich bei genauer Betrachtung als Vertiefungen oder Modifikationen bereits bekannter Ansätze. Dies gilt beispielsweise für Analysen der Effekte institutioneller Faktoren auf die individuelle politische Aktivität, die bereits früher von der Verba-Gruppe formulierte Annahmen über die von institutionellen Bindungen ausgehenden Anreize und Restriktionen aufgreifen und institutionelle Makrovariablen als zusätzliche Erklärungsfaktoren einbinden (Bühlmann 2006; Hooghe und Quintelier 2013; Norris 2002). Dieser durch die Entwicklung statistischer Verfahren zur Modellierung von Kontexteffekten ermöglichte Zugang ist zwar theoretisch vielversprechend, er brachte bisher jedoch keine eindeutigen Erkenntnisse. Dies ist zumindest zum Teil unzulänglichen und theoretisch wenig durchdachten Operationalisierungen der Makrovariablen geschuldet.

Die auf der Basis des Sozialkapitalansatzes durchgeführten Partizipationsstudien akzentuieren ebenfalls bereits im *civic-voluntarism model* angelegte Erklärungsfaktoren. Im Rahmen einer vertieften Beschäftigung mit den Anreizwirkungen verschiedener Ausprägungen des sozialen Engagements wurde unter anderem zwischen verschiedenen Arten von Organisationsmitgliedschaften, dem formalisierten und informellen Engagement, der Organisationsmitgliedschaft sowie bestimmten Spielarten eines aktiven Engagements (aktive Mitarbeit, Spenden, Einbindung in innerorganisatorische Freundschaftsnetzwerke) unterschieden. Die betreffenden Untersuchungen bestätigten im Großen und Ganzen die vorliegenden Erkenntnisse über die Rolle des sozialen Engagements als Triebfeder politischer Partizipation und vermittelten zusätzliche Erkenntnisse über die Rolle verschiedener Arten von Freiwilligenorganisationen. Dennoch waren eindeutige und systematische Effekte der kulturellen Komponente des Sozialkapitals (interpersonales Vertrauen, Unterstützung prosozialer Normen) in der Regel nicht nachweisbar (Gabriel u. a. 2002; La Due Lake und Huckfeldt 1998; Pattie, Seyd und Whiteley 2004; Stolle und Rochon 1998; Roller und Rudy 2008; van Deth, Montero und Westholm 2007).

Anders als die Strukturen und Bestimmungsfaktoren blieben die Folgen politischer Partizipation bislang ein weißer Fleck auf der Landkarte der empirischen Forschung. In den letzten Jah-

ren fand zwar eine Debatte über die Wirkungen politischer Aktivitäten auf die Stabilität und Leistungsfähigkeit moderner Demokratien (Cain, Dalton und Scarrow 2008; Geissel und Newton 2012; Smith 2009) und auf die demokratische Kompetenz der Bürger statt (Mansbridge 1999). Sie war jedoch eher durch theoretisch-normative Überlegungen als durch die Produktion systematischer empirischer Erkenntnisse über die Wirkungen partizipativer Innovationen gekennzeichnet. Die Lücke in der Erforschung der systemischen Effekte partizipativer Reformen ist bis zu einem gewissen Grad unvermeidlich, weil großflächige und tiefgreifende partizipative Experimente unter kontrollierten Bedingungen in freiheitlichen Demokratien nicht möglich und weil die genauen Effekte punktueller Innovationen in einem unkontrollierten Umfeld nicht bestimmbar sind. Hinzu kommen die methodischen Schwierigkeiten bei der Umsetzung von Mikro-Makro-Designs. Einzelne empirische Analysen weisen zwar positive Zusammenhänge zwischen dem politischen Engagement und demokratiekonformen politischen Einstellungen nach (Gabriel 2000; Grönlund, Setälä und Herne 2010; McClosky 1969; Theiss-Morse und Hibbing 2005; van Deth 2013), sie sind aber mit Kausalitätsproblemen konfrontiert, deren Lösung Panelanalysen oder Experimente erforderlich machen. Nach einem guten halben Jahrhundert empirischer Partizipationsforschung existieren immer noch beträchtliche Lücken, insbesondere in einigen für die politische Praxis interessanten Bereichen.

4.3 Debatten in der Partizipationsforschung

Auf Grund sich verändernder Problemlagen und Forschungsagenden waren die in der Partizipationsforschung der letzten 50 Jahre geführten Debatten über die Rolle des politischen Engagements in der Demokratie durch unterschiedliche Akzentuierungen charakterisiert. Dies gilt für die Beschreibung der Beteiligungsstrukturen ebenso wie die Ansätze zur Erklärung der Bedingungen und Folgen des politischen Engagements. Zwei Problemfelder jedoch spielen in der Partizipationstheorie und in der empirischen Partizipationsforschung fast durchgängig eine wichtige Rolle: die Bedeutung von Veränderungen der Beteiligungsstrukturen für die Stabilität und Vitalität der Demokratie und die Herausforderungen der Demokratie durch das unterschiedliche Engagement gesellschaftlicher Gruppen.

4.3.1 Das Verhältnis zwischen traditionellen und neuen Aktivitäten

Nach der im 19. Jahrhundert einsetzenden Demokratisierung autokratischer Regime vollzog sich das politische Engagement der Bevölkerung zunächst in Form der Stimmabgabe bei Wahlen und als über demokratische Massenorganisationen vermittelte indirekte Einflussnahme auf die Politik. Mit kaum zu überbietender Klarheit belegte die empirische Forschung dabei bis in die 1960er Jahre hinein einen Gegensatz zwischen dem von der partizipativen Demokratietheorie propagierten Ideal mündiger, interessierter und aktionsbereiter Bürger auf der einen und der Beteiligungspraxis auf der anderen Seite. Für den weitaus überwiegenden Teil der Menschen reduzierte sich das politische Engagement auf die Wahlbeteiligung und auf kommunikative Standardaktivitäten wie das Lesen der Tageszeitung oder die Beteiligung an politischen Diskussionen mit Familienmitgliedern, Freunden, Nachbarn und Arbeitskollegen. Im Großen und Ganzen wurde die Gestaltung der Politik als Angelegenheit von Parlamenten und Regierungen betrachtet, deren Entscheidungsbefugnis freilich einer Legitimation durch freie, gleiche und allgemeine Wahlen bedurfte. Dem Ideal des mündigen Bürgers entsprach nur eine

sehr kleine Personengruppe, die auf vielfältige Weise und vergleichsweise kontinuierlich Einfluss auf die Politik nahm, und diese Gruppe der Aktivisten rekrutierte sich überproportional aus gut gebildeten männlichen Angehörigen mittlerer Altersgruppen. Insofern bedarf Schattschneiders (1970: 35) zutreffende Feststellung, der Himmelschor der pluralistischen Demokratien singe mit einem starken Oberschichtakzent einer Ergänzung: Bereits bei der Rekrutierung von Sängern hat der Chor mit erheblichen Problemen zu kämpfen.

Über die Verträglichkeit dieser Strukturen mit der Funktionsweise der repräsentativen Demokratien bestanden keine grundsätzlichen Kontroversen. Ein gewisses Maß an politischer Apathie galt als systemverträglich oder gar als stabilitätsfördernd. Debattiert wurde allenfalls darüber, welche Verteilung von Engagement und Apathie mit der Demokratie vereinbar sei und wie durchlässig die politische Schicht sein sollte. Einerseits vertraten die meisten Forscher die Auffassung, politische Partizipation sei ein wichtiger demokratischer Wert, weil politisches Engagement der Artikulation von Interessen diene und den Erwerb für die Demokratie wichtiger Werte, Normen und Kompetenzen fördere. Dem stand jedoch auf der anderen Seite die Befürchtung gegenüber, die Mobilisierung demokratiefernere Massen könne die Stabilität und Funktionsfähigkeit der Demokratie gefährden. Deshalb sei ein gewisses Maß an Apathie nicht nur mit der Demokratie vereinbar, sondern nütze ihr sogar (Lane 1959: 337ff.; Lipset 1959: 101ff.; di Palma 1970: 199ff.).

Die sich in den 1950er und 1960er Jahren formierende Protestbewegung brachte diese in Politik und Wissenschaft vorherrschende Sicht auf die Bürgerbeteiligung ins Wanken. Weder aus einer normativen noch aus einer empirischen Perspektive besteht nämlich Klarheit darüber, wie sich neu entstehende Beteiligungsmodi in das etablierte System einfügen. Eine besondere Brisanz gewinnt dieses Problem in den Fällen, in denen die neu aufkommenden Aktivitäten die etablierten Formen der Partizipation und Politikgestaltung und die in traditionellen Prozessen produzierten Politikinhalte in Frage stellen, wie es für die Protestbewegung bis heute gilt (Inglehart 1983: 435ff.).

Auf den ersten Blick scheint die seit den 1970er Jahren in den meisten modernen Demokratien zu beobachtende Entwicklung des Partizipationssystems für eine Verdrängung traditioneller durch neue Formen des politischen Engagements zu sprechen. Während die Wahlbeteiligung sowie das durch politische Parteien und andere demokratische Massenorganisationen vermittelte Engagement zurückgehen, nimmt die Beteiligung an Protestaktionen – einschließlich der Wahl von Protestparteien – zu. Unkonventionelle Aktivitäten wie die Teilnahme an Demonstrationen und der politisch oder ethisch motivierte Boykott von Produkten sind in einigen Demokratien mittlerweile populärer als parteibezogene Formen des Engagements (Gabriel und Völkl 2008: 286f.). Wie Ingleharts Unterscheidung zwischen neuen, die politischen Eliten provozierenden und traditionellen, durch die Eliten gesteuerten Partizipationsformen (Inglehart 1983: 435ff.; vgl. auch Teorell, Torcal und Montero 2007) anschaulich und treffend zum Ausdruck bringt, manifestiert sich in Protestaktionen politischer Widerspruch. Sie werden vornehmlich von Minderheiten getragen, die Entscheidungen der durch eine Mehrheit der Bürgerschaft gewählter politischer Führer in Frage stellen. Häufig implizieren sie Verstöße gegen Rechtsnormen und wurden deshalb zumindest in ihrer Entstehungszeit von großen Teilen der Bevölkerung nicht als legitime Formen der Einflussnahme eingestuft. Zudem sind es gerade nicht die bis dato apathischen Massen, die sich in der Protestbewegung engagieren, sondern vor allem junge, formal gut gebildete und politisch urteilsfähige Menschen mit postmaterialistischen Wertorientierungen (Kaase und Marsh 1979a; Inglehart 1979). Die von der Entfrem-

dungsforschung propagierte Einschätzung von Protest und zivilem Ungehorsam als Ausdrucksformen von politischem Misstrauen, wenn nicht gar einer Entfremdung von Teilen der Bevölkerung vom politischen System (z.B. Finifter 1970; McPhail 1971; Muller 1972, 1979), verleiht der Sicht traditioneller und neuer Beteiligungsformen als miteinander allenfalls bedingt kompatiblen Aktivitäten zusätzlichen Rückhalt.

Aus der Beobachtung paralleler Trendverläufe lassen sich keine Aussagen über systematische Zusammenhänge ableiten. Gegen die Annahme einer Zurückdrängung der für die repräsentative Demokratie typischen Beteiligungsformen durch alternative Modi des politischen Engagements spricht zudem die empirisch mehrfach nachgewiesene positive Beziehung zwischen verschiedenen Formen politischer Partizipation. Die Ausübung bestimmter politischer Aktivitäten macht demnach andere Formen des Engagements wahrscheinlicher und löst keinen Rückzug von ihnen aus. Für das Verhältnis konventioneller zu unkonventionellen Aktivitäten hatten dies bereits Kaase und Marsh (1979b; vgl. auch Kaase 1990; mit Einschränkungen: Teorell, Torcal und Montero 2007) belegt. Zwar sind die Zusammenhänge zwischen traditionellen Formen des politischen Engagements einerseits und direktdemokratischen, deliberativen und digitalen Beteiligungsformen andererseits weniger gut erforscht, jedoch unterstreichen die wenigen empirischen Untersuchungen die kumulative Struktur des politischen Engagements. In ein Partizipationssystem involvierte Menschen nutzen mit großer Wahrscheinlichkeit die durch andere Partizipationssysteme vermittelten Formen der Einflussnahme, was die Spezialisierung von Minderheiten auf einzelne Formen des Engagements keineswegs ausschließt (z.B. Gabriel 2015; Gabriel und Kersting 2014; Anduiza, Jensen und Jorba 2012). Neue Partizipationsformen werden demnach vornehmlich von den bereits Aktiven genutzt und tragen nur in geringem Umfang zur Mobilisierung bisher Inaktiver bei.

4.3.2 Politische Partizipation und politische Gleichheit

Diese Feststellungen bilden eine direkte Brücke zu einem weiteren, in der Partizipationsforschung kontrovers diskutierten Thema, dem Zusammenhang zwischen politischer Partizipation und dem demokratischen Prinzip politischer Gleichheit. Die partizipative Demokratietheorie geht von der normativen Prämisse aus, mehr Partizipation impliziert mehr Demokratie (zusammenfassend: Teorell 2006). Diese Sicht wird von anderen Politikwissenschaftlern insoweit geteilt, als sie die Bürgerbeteiligung in einem unlösbaren Zusammenhang mit der Demokratie sehen (u. a. van Deth 2009: 142ff., 2013; Verba, Schlozman und Brady 1995: 1). Im Hinblick auf die über die soziale Herkunft der Aktiven und der Inaktiven vorliegenden empirischen Erkenntnisse erweist sich die Formel „Mehr Partizipation bedeutet mehr Demokratie und Gleichheit“ jedoch als eine zu schlichte Sicht auf die Realität.

Die sozialen Hintergründe des politischen Engagements wurden seit den 1950er Jahren in zahlreichen, unterschiedlich strukturierten Gesellschaften untersucht, mit dem stets gleichbleibenden Ergebnis, dass gut gebildete, sozial integrierte Männer mittleren Alters unter den politisch aktiven Bevölkerungsgruppen deutlich überrepräsentiert sind (zusammenfassend: Milbrath und Goel 1977: 86ff.; van Deth 2009: 152ff.). Die Arbeiten der Verba-Gruppe (Verba und Nie 1972; Verba, Nie und Kim 1978; Verba, Schlozman und Brady 1995; Schlozman, Verba und Brady 2012) behandelten die Abhängigkeit der politischen Partizipation von der Ausstattung mit sozioökonomischen Ressourcen aber nicht ausschließlich als Teil ihres Erklärungsmodells, sondern thematisierten diesen Zusammenhang auch als demokratietheoretisches Problem. Ihre Diskussion startet von der folgenden Überlegung: Was bedeutet das in allen Ge-

sellschaften feststellbare überdurchschnittlich ausgeprägte politische Engagement der mit sozioökonomischen und kognitiven Ressourcen gut ausgestatteten sowie gut vernetzten Menschen für das demokratische Prinzip der politischen Gleichheit? Ergibt sich hieraus, dass die politische Führung vor allem mit den öffentlich artikulierten Präferenzen der Aktivisten konfrontiert wird und dass sie ihre Entscheidungen vornehmlich an den Forderungen derer ausrichtet, die ihre Belange mit besonderem Nachdruck und in einer gut sichtbaren Form artikulieren? Was geschieht mit den Bedürfnissen der Inaktiven?

Mit der Untersuchung der Rolle institutioneller Bindungen als Moderatoren zwischen der sozioökonomischen Ressourcenausstattung von Menschen und ihrem politischen Engagement sowie dem Vergleich der *policy*-Präferenzen der Aktivisten und der Gesamtbevölkerung entwickelte die Verba-Gruppe innovative Ansätze zur empirischen Analyse dieses demokratischen Dilemmas. Erstaunlicherweise wurden diese beiden Forschungsstränge nicht intensiv weiterverfolgt. Dennoch findet der Zusammenhang zwischen sozioökonomischer Ressourcenlage, politischer Partizipation und demokratischer Gleichheit in der neueren internationalen Politikwissenschaft große Aufmerksamkeit (Armingeon und Schädel 2015; Gallego 2008; Hooghe und Quintelier 2013; Keil 2012; Kern und Hooghe 2017; Kern, Marien und Hooghe 2015; Lijphart 1997; Marien, Hooghe und Quintelier 2010; Schäfer und Schoen 2013; Teorell, Sum und Tobiasen 2007). Die bisher vorgelegten Befunde lassen keine klaren Aussagen über die Möglichkeiten zu, den sozialen Bias des politischen Engagements abzuschwächen und auf diese Weise unerwünschte Nebenwirkungen eines erweiterten bürgerschaftlichen Engagements zu verringern.

Nachdem sich die Partizipationsforschung seit mehr als einem halben Jahrhundert mit der Beschreibung und Erklärung der vielfältigen und sich im Zeitverlauf veränderten Formen der bürgerschaftlichen Teilnahme an der Politik beschäftigt, wendet sie sich in jüngster Zeit verstärkt dem Thema „demokratische Innovationen“ zu und diskutiert unter diesem Schlagwort die Möglichkeiten, die Qualität der Demokratie durch neue Beteiligungsangebote zu verbessern. Diese Bemühungen richten sich darauf, demokratische Politik transparenter, inklusiver, responsiver und innovativer zu gestalten und auf diesem Wege die vielfach beobachtete „demokratische Malaise“ abzuschwächen oder gar zu beseitigen (Cain, Dalton und Scarrow 2008; Geissel und Newton 2012; Smith 2009). Durch ihre breiten und vielfältigen Erkenntnisse über die Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Beteiligungsformen und über die Bestimmungsfaktoren des politischen Engagements kann die empirische Forschung einen wichtigen Beitrag zu diesen Bemühungen leisten und eine Brücke zur praktischen Politik schlagen.

5. Wählerverhalten

5.1 Die Bedeutung von Wahlen in der Demokratie und die Fragestellungen der Wahlforschung

Die Institution der freien Wahl ist der Kristallisationspunkt der Demokratie, in dem sich ihre Kernideen – *government by the people* und *one man, one vote* – manifestieren. Auch die grundlegenden Ausführungen von Dahl (1971) unterstreichen die besondere Bedeutung von Wahlen für die Demokratie. Nach Dahl muss ein politischer Prozess zwei Minimalbedingungen erfüllen, um als demokratisch zu gelten: Die Möglichkeit der Partizipation und die Möglichkeit einer sinnvollen Auswahl auf der Basis politischen Wettbewerbs. Anders formuliert: Es muss freie Wahlen geben, in deren Rahmen politische Nachfrage und politisches Angebot auf-

einandertreffen, in repräsentativen Demokratien also in der Regel Wähler und Parteien. Und dieses Aufeinandertreffen kann nicht willkürlich oder *ad hoc* ablaufen, sondern muss bestimmten Regeln folgen.

Die Stimmabgabe bei Wahlen, also die Beteiligung der Bürger an der Auswahl des politischen Führungspersonals, ist dabei nur eine von mehreren Formen politischer Partizipation, allerdings eine besonders exponierte: Wahlen sind verfasste, institutionalisierte Arenen politischer Partizipation, womit sie automatisch legal sind und in der Regel als legitim gelten. Mit der Verfasstheit geht in repräsentativen Demokratien einher, dass sowohl die Angebotsseite als auch die Nachfrageseite wie auch ihr Aufeinandertreffen rechtlich geregelt sind. Dies betrifft mindestens die folgenden Fragen: Wer darf wählen? Wer darf antreten und damit gewählt werden? Und nach welchem Verfahren wird gewählt?

Besonders sind Wahlen auch unter dem oben bereits diskutierten Aspekt demokratischer Gleichheit. Jedem Wahlberechtigten steht bei einer Wahl die gleiche Zahl an Stimmen zur Verfügung. Ferner fließen grundsätzlich alle Stimmen mit gleichem Gewicht in die Mandatsverteilung ein (Verba, Schlozman und Brady 1995: 46, siehe auch Rokkan 1962). Andere Formen politischer Partizipation sind multiplizierbar: So kann man etwa mehr Geld spenden als andere oder auch mehrere Briefe an (mehrere) Abgeordnete schreiben. Darüber hinaus ist das Wählen auch vergleichsweise einfach; es verlangt relativ wenige Ressourcen und erfordert keine Kooperation mit anderen. Mit dieser Gleichheit an Rechten geht eine vergleichsweise hohe Gleichheit in der Praxis einher: In den meisten demokratischen Staaten übt die Mehrheit der wahlberechtigten Bevölkerung ihr Stimmrecht aus. In Folge dessen ist die Wahlbeteiligung sozial weniger verzerrt als andere Beteiligungsformen. Für viele Menschen ist das Wählen die einzige Form politischer Teilhabe. All das macht Wahlen und Wählen besonders.

Dass die akademische Wahlforschung sich zwischenzeitlich zu einer der theoretisch und methodisch am weitesten fortgeschrittenen Teildisziplinen des Faches entwickelt hat, mag vor diesem Hintergrund – gepaart mit einem erheblichen öffentlichen Interesse an ihren Ergebnissen – nicht verwundern. Mit Blick auf die Wählerinnen und Wähler stehen dabei drei Aspekte im Fokus des Interesses: Stärker normativ geprägt ist erstens die Frage, wer bei einer Wahl überhaupt wahlberechtigt ist? Debatten um eine Absenkung des Wahlalters, um die wahlrechtlichen Konsequenzen einer alternden Gesellschaft, aber auch die (Nicht-) Einbeziehung von Menschen mit Migrationshintergrund zeigen, wie aktuell diese Frage ist. Darauf aufbauend hat sich die Wahlforschung zweitens der Frage zugewandt, wer von seinem Wahlrecht Gebrauch macht und wer nicht. Und für Wähler stellt sich schließlich im dritten Schritt die Frage, wen sie wählen und wie sie – im Falle mehrerer Stimmen – diese auf die konkurrierenden Bewerber verteilen. In jüngerer Vergangenheit hat sich die Wahlforschung dabei nicht nur den konkreten Entscheidungen zugewandt, sondern auch die Prozesse, die zu diesen Entscheidungen führen, stärker in den Blick genommen. Dazu zählen Studien, die den Zeitpunkt der Wahlentscheidung untersuchen (und dabei insbesondere „Spätentscheider“ in den Blick nehmen, vgl. Plischke 2014, Schmitt-Beck und Partheymüller 2012), ebenso wie Studien, die sich anschauen, welche Parteien überhaupt für Wähler in Frage kommen und welche nicht und wie Menschen dann letztlich auf Basis ihres *consideration sets* zu einer Entscheidung kommen (Steinbrecher und Schoen 2019).

Wahlentscheidungen lassen sich aber nicht nur unter Rückgriff auf individuelle Merkmale verstehen und erklären. Der Verweis auf etwaige Möglichkeiten, mehr als eine Stimme (Erst- und Zweitstimme, kumulieren, panaschieren) zu vergeben, aber auch weitergehende mögliche Un-

terschiede in den Wahlsystemen zwischen verschiedenen Ebenen des politischen Systems, etwa mit Blick auf das aktive und passive Wahlalter oder Regeln der Stimmverrechnung, verdeutlichen die besondere Bedeutung, die den rechtlichen Rahmenbedingungen bei Wahlen zukommt. Das Aufeinandertreffen von Nachfrage und Angebot impliziert weiterhin, dass die Wahlforschung auch dieses politische Angebot – in Gestalt von Kandidaten oder in Form von Wahlprogrammen – und seine Wahrnehmung durch die Bürger berücksichtigen muss. Dies gilt gerade für den Wahlkampf als die Phase intensiver politischer Kommunikation im Vorfeld von Wahlen, die Parteien und Kandidaten nutzen, um sich den Wählern zu präsentieren.

All dies sind Facetten, die die akademische Wahlforschung betrachtet. Im ersten Zugriff erfolgt dies deskriptiv. Im zweiten Schritt rückt die Erklärung in den Fokus. Die Antworten auf die Fragen „Wer wählt warum?“ und „Wer wählt wen warum?“ gibt die Wahlforschung unter Rückgriff auf individuelle Merkmale der Wähler, etwa ihre Position in der Sozialstruktur, ihre Zugehörigkeit zu Gruppen oder ihre politischen Einstellungen und Überzeugungen. Manche dieser Eigenschaften sind relativ stabil, andere dagegen höchst volatil. Dem entsprechend wird man je nach Fokus eher stabiles oder sich wandelndes Wahlverhalten in den Blick nehmen. Klar ist dabei auch: Je weniger langfristig stabile Merkmale wie die Zugehörigkeit zu gesellschaftlichen Großgruppen (Kapitel 18) oder die Parteiidentifikation (Kapitel 19) das Wahlverhalten prägen, desto stärker rücken kurzfristige Faktoren in den Mittelpunkt, welche aber wiederum stärker situativ, etwa durch Kommunikation in interpersonalen, massenmedialen oder Kampagnenkontexten, geprägt werden. Letztlich ergeben sich individuelle Wahlentscheidungen und in der Aggregation dieser zahlreichen Einzelentscheidungen die Ergebnisse von Wahlen aber erst aus einem Zusammenspiel individueller und kontextueller Faktoren (wie dem Wahlsystem).

Dabei sind Wahlen kein Selbstzweck, sondern als Form politischer Partizipation ein Instrument, um Einfluss auszuüben. Haben Wahlen also Folgen? Das American Political Science Association's Committee on Political Parties forderte schon 1950, die Parteiendemokratie müsse „responsible and effective“ (American Political Science Association 1950), sich also ihrer Aufgabe und Verantwortung bewusst und dabei zielführend sein. *Responsible* verweist auf die Notwendigkeit eines differenzierten, klaren und an den Bedürfnissen der Wähler ausgerichteten Angebots, ganz im oben präsentierten Sinne Dahls. *Effective* sind Parteien und das Parteiensystem dann, wenn die Parteien ihre Wahlprogramme in Regierungspolitik umsetzen. Ist beides erfüllt, gilt das Parteiensystem als demokratisch in dem Sinne, dass die Wähler am Wahltag eine klare Präferenz äußern können und in der Folge ihre Präferenzen in konkrete Politiken umgesetzt sehen. So funktioniert der demokratische Regelkreislauf, wie ihn etwa Easton in seinen systemtheoretischen Betrachtungen postuliert hat.

Inwieweit sich dieser idealtypische Regelkreislauf in der Praxis bewährt, ist Gegenstand wahlsoziologischer Studien, die wiederum verschiedene Teilaspekte aufgreifen. Gerade in parlamentarischen Systemen mit Mehrparteiensystemen etwa ist die Frage untersucht worden, welche Koalitionen sich Menschen eigentlich als Regierung wünschen und welche sie erwarten. Wer übernimmt in diesen Regierungen dann welche Ressorts? Schließlich untersuchen Studien, ob Wahlversprechen später auch umgesetzt werden. In einer groß angelegten Studie haben etwa Klingemann, Hofferbert und Budge (1994, siehe auch Boix 1998) analysiert, inwieweit der Haushalt, den eine Regierung verabschiedet, Schwerpunkte in den Wahlprogrammen der sie konstituierenden Parteien widerspiegelt – mit überwiegend positiven Ergebnissen. Dass Regierungen und ihre Regierungspolitik die Präferenzen der Wähler durchaus widerspiegeln, hat al-

lerdings im Hinblick auf das Ziel demokratischer Gleichheit auch eine Kehrseite. Wenn nämlich die Angehörigen mancher Bevölkerungsgruppen von ihrem Wahlrecht seltener Gebrauch machen als andere, dann spiegeln Politikergebnisse auch die Präferenzen der Nichtwähler seltener wider – ein Mechanismus, auf den vor allem Arend Lijphart hingewiesen hat: „Who votes, and who doesn't, has important consequences for who gets elected and for the content of public policies“ (Lijphart 1997: 4). Dies zeigt: Normative und empirische Fragen sind sich in der Wahlforschung oft sehr nah.

5.2 Zur Entwicklung des Forschungsfeldes

Als wichtiges Teilgebiet der politikwissenschaftlichen Einstellungs- und Verhaltensforschung verfolgt die akademische Wahlforschung das Ziel, Wählen und Wahlen nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu erklären – wobei es je nach Wahl und ihrem Ausgang eben unterschiedliche Dinge zu erklären gilt: Stabiles Wahlverhalten zu erklären, erfordert andere theoretische und methodische Zugänge als Dynamik. Auch die Verfügbarkeit von Daten schafft oder begrenzt Optionen, wie man sich der Erklärung von Wahlen empirisch nähern kann. In langer Sicht lassen sich jedenfalls in Reaktion auf evidente Trends rund um Wahlen, aber auch auf Grund einer verbesserten Datenlage deutliche Verschiebungen in den Akzentsetzungen der akademischen Wahlforschung beobachten.

5.2.1 Die frühen Wahlstudien

Die Ursprünge des Faches liegen in der so genannten Wahlgeographie, wie sie Siegfried begründete (vgl. Falter und Winkler 2014). Inspiriert durch das Feld der Geographie und unter Rückgriff auf verfügbares Kartenmaterial versuchten Forscher, regionale Besonderheiten im Wahlverhalten zu identifizieren und diese mit regionalen, geografischen Besonderheiten in Beziehung zu setzen. Naturgemäß sind diesen Analysemöglichkeiten enge Grenzen gesetzt; multivariate Analysen sind ebenso schwierig wie individualbezogene. Gleichwohl können solche Analysen sehr instruktiv und illustrativ sein. Kartografische Darstellungen des Katholiken-Anteils in deutschen Regionen der 1930er Jahre einerseits, des NSDAP-Anteils andererseits lassen einen (bivariaten) negativen Zusammenhang zwischen beiden Größen unmittelbar ins Auge springen (Falter 1991).

Tingsten (1937) legte in den 1930er Jahren ein exzellentes Beispiel räumlicher (und in seinem Fall: kleinräumiger) Analysen am Beispiel von Stadtteilen Stockholms unter Rückgriff auf Daten amtlicher Statistik vor. Auf den Aspekt politischer Gleichheit fokussierend, konnte er zeigen, dass eine niedrige Wahlbeteiligung mit einer starken sozialen Verzerrung in der Ausübung des Stimmrechts einhergeht. Offenkundig sind es bestimmte Gruppen in der Bevölkerung, die bei sinkender Wahlbeteiligung überproportional häufig von ihrem Wahlrecht *keinen* Gebrauch mehr machen. Auch die Arbeiten von Gosnell (1927) über Chicago setzen auf einer solchen kleinräumigen, stadtteilbezogenen Ebene an, ergänzen diese aber um eine feldexperimentelle Logik: Gosnell interessierte sich für die Frage, ob sich Menschen gezielt für die Teilnahme an Wahlen mobilisieren lassen. Dazu ließ er den Bewohnern in manchen Bezirken Chicagos mobilisierende Informationen zur bevorstehenden Wahl zukommen, den Bewohnern in anderen Vierteln dagegen nicht. So wollte er prüfen, ob sich Menschen auf diese Weise zur Wahlteilnahme motivieren lassen, und konnte dies auch erfolgreich zeigen. Gosnell war seiner Zeit da-

mit um Jahrzehnte voraus, erst viel später sollten solche feldexperimentellen Ansätze in den USA und andernorts ihren Durchbruch schaffen (siehe dazu auch unten).

Räumliche, gerade auch kleinräumige Analysen dieser Art erfreuen sich, wie etwa die Arbeiten von Schäfer (2015) zeigen, bis heute großer Beliebtheit: Die Daten aus amtlichen Statistiken sind flächendeckend verfügbar und valide. Da es sich allerdings nicht um personenbezogene Daten handelt, erlauben sie nur indirekte Schlüsse auf die zugrundeliegenden Mechanismen. Gleichwohl können solche indirekten Schlüsse sehr instruktiv sein und weitere Forschungen inspirieren. Auch das konnte Tingsten (1937) zeigen: Im Vergleich der Stockholmer Stadtteile stellte er fest, dass der Stimmenanteil der sozialdemokratischen Partei umso höher ausfiel, je mehr Arbeiter in einem Gebiet wohnten. Allerdings fiel dieser Effekt nicht linear aus: Gerade dort, wo viele Arbeiter lebten, erreichten die Sozialdemokraten höhere Stimmenanteile, als man es alleine auf Basis des Arbeiteranteils erwarten würde. Tingsten schloss daraus, dass lokale Interaktionsmuster offenkundig dazu führten, dass auch Nicht-Arbeiter in Arbeitervierteln verstärkt bei den Sozialdemokraten ihr Kreuzchen machten.

5.2.2 Der mikrosoziologische Ansatz

Tingsten trieben damit schon früh Fragen um, die später mit den soziologischen Ansätzen der Wahlforschung in das Zentrum ihres Interesses rückten. Die Grundthese dieser Ansätze ist es, dass es Zusammenhänge zwischen soziologischen (genauer gesagt: sozialstrukturellen) Merkmalen von Menschen und ihrem Wahlverhalten gibt. Paul F. Lazarsfeld, Bernard Berelson und Hazel Gaudet (1944) legten mit ihrer Studie „The People’s Choice. How the Voter Makes Up his Mind in a Presidential Campaign“ das grundlegende Werk für den mikrosoziologischen Ansatz vor. Ein Spannungsverhältnis fällt dabei sofort auf: Während der Untertitel des Buches Dynamik im Wahlkampf insinuiert, deutet die Bezeichnung als „soziologischer Ansatz“ eher auf Stabilität hin (ähnlich auch in Berelson, Lazarsfeld und McPhee 1954). Tatsächlich sprechen die Ergebnisse von Lazarsfeld, Berelson und Gaudet (1944) klar für elektorale Stabilität, kulminierend in den berühmten Sätzen: „a person thinks, politically, as he is, socially. Social characteristics determine political preferences“. Schließlich lassen sich diese sozialen Charakteristika nicht kurzfristig ändern.

Um das Wahlverhalten von Menschen vorherzusagen, schlugen die Autoren in ihrer epochalen Studie einen *index of political predisposition* (IPP) vor. Er setzt sich aus drei Komponenten zusammen, nämlich dem Wohnort (Stadt oder Land), der Religionszugehörigkeit (katholisch oder nicht) und der Berufsgruppe (Arbeiter oder nicht). Katholische Arbeiter aus der Stadt wählen demnach nahezu ausnahmslos die Demokraten, während nicht-katholische Nicht-Arbeiter vom Land die Republikaner wählen. Diese Gruppen bilden die Kernwählerschaften der beiden US-Parteien. Die festgestellten Zusammenhänge fallen empirisch außergewöhnlich stark aus – und werfen doch unmittelbar die Frage auf, *warum* sich diese Homogenität im Wahlverhalten einstellt und wie sich, allgemeiner gefragt, die Verbindungen zwischen sozialstrukturellen Merkmalen und dem Wahlverhalten theoretisch begründen lassen (siehe hierzu auch die Diskussion bei Schoen 2014). Dass es keine „natürlichen“ Verbindungen zwischen sozialstrukturellen Variablen und dem Wahlverhalten gibt, zeigt etwa der vergleichende Blick auf Deutschland und die USA: Während hierzulande Katholiken zur Stammwählerschaft der Uni- gehören, neigen sie in den USA eher den Demokraten zu.

Mit Blick auf Mechanismen sahen die Autoren von „The People’s Choice“ ähnlich wie Tingsten die Ursache vor allem in den Interaktionsmustern in kleinräumigen Kontexten verortet.

Hier werden die Menschen auf Linie gebracht und gehalten (vgl. auch Kapitel 3). Daneben könnten weitere, sich wechselseitig nicht ausschließende Mechanismen als Bindeglieder zwischen der Gruppenzugehörigkeit und dem politischen Verhalten wirken, zum Beispiel gemeinsame Interessenlagen oder Wertvorstellungen sozialer Gruppen oder die Identifikation mit diesen (siehe Schoen 2014: 187–195).

Es bleibt die Frage nach der im Untertitel – „How the Voter Makes Up his Mind in a Presidential Campaign“ – angedeuteten Dynamik (vgl. dazu auch Kapitel 5). Lazarsfeld emigrierte in den 1930er Jahren aus Österreich in die USA. In der Erwartung, dort auf eine aufgeklärte, sich intensiv informierende Wählerschaft zu treffen, konzipierte er „The People’s Choice“ als Regionalstudie in Erie County. Das Format der Regionalstudie bot sich an, weil das Forscherteam auf diese Weise Informationsflüsse in einem begrenzten Raum präzise erfassen und analysieren konnte. Um die Reaktionen der Wähler auf Informationen und letztlich ihren Entscheidungsprozess nachzeichnen zu können, entwickelten die Forscher das Design einer Panelstudie: eine Mehrfachbefragung eines identischen Personenkreises. So genial die Erfindung der Panelerhebung für die Wahlforschung war, so begrenzt war im konkreten Fall ihr Nutzen. Die Erkenntnis muss bitter gewesen sein, aber in den Kernwählerschaften der Parteien gab es praktisch keine Dynamik: Diese Kernwähler mussten nur mobilisiert werden, ihre Grundeinstellungen bestenfalls aktiviert werden. Überzeugungseffekte und in der Folge Meinungswandel war dagegen nur in einer kleinen Gruppe von Bürgern zu beobachten. Auch dafür boten Lazarsfeld, Berelson und Gaudet (1944) eine konzise Erklärung an. Es waren vor allem Personen, die *cross pressures* ausgesetzt waren, für die die drei Komponenten des IPP nicht in die gleiche Richtung zeigten (etwa katholische Nicht-Arbeiter), die im Wahlkampf noch schwankten und die letztlich in die eine oder andere Richtung (oder häufig auch in Richtung der Nichtwahl) gezogen wurden.

Der mikrosoziologische Ansatz beeinflusst nicht nur wegen seiner methodischen Innovation (in Form der Panelbefragung), sondern auch aufgrund seiner zahlreichen konzeptionellen Beiträge bis heute die Wahlforschung. Gerade seit dem „return to the social logic of politics“ (Zuckerman 2005, siehe auch Huckfeldt und Sprague 1995) erfreut sich die Idee, dass die (kleinräumige) Verortung von Menschen in Kontexten und Netzwerken eine wichtige Rolle für ihre Einstellungen und Wahlabsichten spielt, wieder großer Beliebtheit. Wir werden darauf unten nochmals eingehen.

5.2.3 Der makrosoziologische Ansatz

Während der mikrosoziologische Ansatz sich primär für kleinräumige Interaktionen interessierte, beschäftigen sich Vertreter des makrosoziologischen Ansatzes mit der Frage, welche Bündnisse sich zwischen gesellschaftlichen Großgruppen, ihren Interessenvertretungen und politischen Parteien bilden (vgl. Kapitel 18). Diese Bündnisse beruhen auf gemeinsamen Interessen und Wertvorstellungen der Beteiligten und werden durch (geteilte) politische Ideologien zusammengehalten. Arbeiter sind gewerkschaftlich organisiert, ihr verlängerter Arm in das Parteiensystem sind sozialistische oder sozialdemokratische Parteien, gemeinsam verfolgen sie eine sozialistische Ideologie. So würden sich Lipset und Rokkan (1967), die Begründer des makrosoziologischen Ansatzes, jedenfalls prototypisch ein *cleavage*, eine politisierte Konfliktlinie, vorstellen. Ihr programmatischer Artikel trägt den Titel „Party Systems and Voter Alignments“, was deutlich macht: Ihre Arbeit ist an der Schnittstelle zwischen Parteien- und Wahlforschung angesiedelt. Sie interessieren sich mindestens so sehr für Parteien wie für Wähler.

Vor allem haben sie untersucht, warum die Parteiensysteme verschiedener europäischer Länder sehr unterschiedlich aussehen und warum gleichwohl fast überall die Parteiensysteme der 1960er Jahre die Konfliktstrukturen der 1920er Jahre widerspiegeln, also quasi „eingefroren“ – so ihre Begrifflichkeit – waren.

In der Analyse von Lipset und Rokkan ergeben sich bis zu vier *cleavages*, deren Ursprünge einerseits in den nationalen Revolutionen, andererseits in der industriellen Revolution liegen: Die aufstrebenden Nationalstaaten standen im Konflikt einerseits zu den kleinen, zuvor herrschenden Fürsten- und Herzogtümern. Hieraus ergibt sich eine Konfliktlinie zwischen dem Zentrum der neuen Nationalstaaten und der Peripherie. Die Nationalstaaten forderten aber auch die (katholische) Kirche und ihre tradierten Rechte heraus, woraus sich ein Potenzial für einen Konflikt zwischen Kirche und Staat ergibt. Mit der industriellen Revolution war zunächst ein Konflikt zwischen dem primären und sekundären Wirtschaftssektor verbunden (Stadt vs. Land), später entstand innerhalb des sekundären Sektors der Konflikt zwischen Arbeit und Kapital. Letzterer findet sich tatsächlich in allen europäischen Staaten auch im Parteiensystem parteipolitisiert wieder, während die anderen sich in einigen europäischen Parteiensystemen finden, in anderen dagegen nicht. Lipset und Rokkan führen diese Differenzen auf die zeitliche Abfolge der beiden Revolutionen sowie die Offenheit der jeweiligen politischen Systeme zurück, neue Konfliktlinien als legitim zu erachten und ggf. zu inkorporieren.

Mit Blick auf die zweite Frage – warum bleiben die Parteiensysteme trotz sich wandelnder Umstände so stabil, warum spiegeln die Parteiensysteme der 1960er Jahre die Strukturen der 20er Jahre wider – verweisen Lipset und Rokkan auf die Bedeutung politischer Eliten, die die zugrundeliegenden *cleavages* immer wieder anhand neu aufkommender Sachfragen aktualisieren und aktivieren müssen. Die Persistenz skandinavischer Bauernparteien etwa zeugt genau davon. Sartori (1969) sieht in dieser politischen Rolle von (Partei-)Eliten den Kern einer politischen Soziologie – im Gegensatz zu einer diesen Faktor ausblendenden und ausschließlich beschreibenden *sociology of politics*. Für Deutschland finden sich vor allem die politisierten Konfliktlinien (katholische) Kirche vs. Staat, traditionell mit der Zentrumsparterie, heute mit CDU und CSU als verlängerten Armen ins Parteiensystem, sowie Arbeit vs. Kapital mit der SPD als Parteienrepräsentanz.

Die Analyse von Lipset und Rokkan stammt aus den 1960er Jahren; zwischenzeitlich haben sich Parteiensysteme in Europa sehr wohl verändert, neue Parteien sind entstanden, andere kämpfen um ihre Existenz. Gesellschaften haben sich massiv gewandelt – Bildungsexpansion, die Ausweitung des Dienstleistungssektors bei gleichzeitiger Schrumpfung der Arbeiterschaft und Migration mögen als Stichworte genügen. Für soziologische Ansätze des Wählerverhaltens stellen diese Entwicklungen erhebliche Herausforderungen dar. Klassische Kernwählerschaften der Parteien – etwa Arbeiter für die SPD, Katholiken oder allgemeiner Christen für die Union – sind zahlenmäßig geschrumpft. Alleine auf Basis dieser Kernwählerschaften verlieren Parteien folglich ihre Mehrheitsfähigkeit; folglich müssen sie ihre Zielgruppen erweitern, um mehrheitsfähig zu bleiben – allerdings zum Preis einer potenziellen Entfremdung der Partei von ihrer Kernwählerschaft (Kirchheimer 1965; Elff und Roßteutscher 2011). Zwei konzeptionelle Aspekte sind damit verbunden, nämlich erstens: Wenn soziologische Modelle an Bedeutung verlieren, so kann das an einer geänderten Nachfrage- oder einer geänderten Angebotsseite liegen. Tragen letztlich Wähler oder Parteien (und ihre Programmatik) dafür die Verantwortung (Elff 2006)? Zweitens wird aus diesem Punkt ersichtlich, dass zwei Dinge zusammenkommen müssen, damit soziologische Modelle des Wählerverhaltens eine hohe Erklärungskraft haben kön-

nen: Erstens muss es große Gruppen geben, die die Trägergruppen für entsprechendes Wahlverhalten bilden. Neben diesem Kompositionseffekt müssen diese Gruppen zweitens ein entsprechend homogenes Wahlverhalten an den Tag legen, auch sonst entfaltet die Gruppe keine Wirkung (Rose und McAllister 1986). Damit verbunden wird schließlich deutlich, dass diese Modelle in positivem Sinne vor allem stabiles Wählerverhalten, weniger (bzw. bestenfalls *ex negativo*) Veränderungen erklären können (siehe für Übersichtsdarstellungen etwa Debus 2012; Müller und Klein 2012; Roßteutscher 2012; Schoen 2014 sowie Kapitel 18 in diesem Band).

5.2.4 Der klassische sozialpsychologische Ansatz

Soziologische Modelle bieten letztlich wenig Ansatzpunkte, um kurzfristige Schwankungen des Wählerverhaltens zu erklären; zudem benötigen sie eine Explikation der Mechanismen, durch die soziale Strukturen und Prozesse das Wahlverhalten von Menschen beeinflussen. Diese kann auf Interaktionsmustern in kleinräumigen Kontexten aufbauen, sie kann ebenso auf Identifikationen zurückgreifen: Möglicherweise identifizieren sich alle Mitglieder unmittelbar mit ihrer Gruppe oder „ihrer“ Partei. Mit einer bestimmten Verortung in der Sozialstruktur würde in jedem Fall ein mentales Relativ einhergehen, etwas, das Leute verinnerlicht haben und das sie letztlich zu einem bestimmten Wahlverhalten bringt. Dies ist Grundidee einstellungsbasierter Wählens oder des so genannten sozialpsychologischen Modells des Wählerverhaltens, das Angus Campbell u. a. (1960) mit dem „American Voter“ begründet haben. Die Brücke zu den soziologischen Modellen schlägt dabei vor allem die „Parteiidentifikation“, eine langfristig stabile, affektive Bindung einer Person an eine Partei, meist in früher Kindheit im Elternhaus erworben. Sie fungiert als WahrnehmungsfILTER und Stabilitätsanker, sie strukturiert und erleichtert ihren Trägern die Orientierung in der politischen Welt (vgl. Kapitel 19).

Mit der Idee einer solchen Parteiidentifikation alleine wäre allerdings gegenüber dem soziologischen Modell wenig gewonnen: An die Stelle einer stabilen Sozialstruktur tritt eine kaum minder stabile Parteiidentifikation. Um kurzfristige Schwankungen nicht nur *ex negativo*, sondern substantiell erklären zu können, greifen Campbell u. a. (1960) daher zusätzlich auf kurzfristig gelagerte Erklärungsfaktoren zurück, nämlich einerseits Einstellungen zu Kandidaten (Kapitel 20), andererseits Einstellungen zu politischen Sachfragen (Kapitel 21). Gemeinsam soll diese Trias an Determinanten – Parteiidentifikation, Einstellungen zu Sachfragen, Einstellungen zu Kandidaten – das Wahlverhalten erklären, wobei die Parteiidentifikation den anderen beiden theoretisch, zeitlich und kausal vorgelagert ist.

Das Modell gehört zu den erfolgreichsten Modellen der empirischen Wahlforschung und hat sich in den USA, aber auch in anderen Ländern über viele Jahre hinweg bewährt (siehe etwa in den USA die Replikation „The American Voter Revisited“ von Lewis-Beck u. a. 2008). Zu den einzelnen Komponenten – Parteiidentifikation, Sachfragen-, Kandidatenorientierungen – haben sich jeweils eigene elaborierte Forschungsstränge entwickelt, aber auch zu den postulierten Kausalitätspfaden und ihrem relativen Beitrag zur Erklärung des Wahlverhaltens. Einige Beispiele mögen die Masse an Forschung belegen, die sich ausgehend von der „American Voter“-Studie entwickelt hat: Ist die Parteiidentifikation wirklich so affektiv geprägt und im Zeitverlauf stabil, wie zunächst postuliert? Forschungen zum Beispiel von Fiorina (1981, siehe auch Green, Palmquist und Schickler 2004) sprachen sich für eine Revision des Konzepts aus, die den affektiven Charakter der Parteiidentifikation zu Gunsten einer Sicht auf die rational-bilanzierende Funktion der Parteibindung relativiert. In der Folge dessen wäre die Parteiidentifikation auch weniger stabil, noch dazu auch potenziell von anderen Faktoren des Modells (bis hin

zum Wahlverhalten selbst) in umgekehrter Richtung beeinflussbar. Gluchowski (1983) betonte für Deutschland neben dem klassisch-affektiven Verständnis der Parteiidentifikation die habituelle und situative Komponente dieser Einstellung (ohne sie allerdings empirisch bestätigen zu können). In jüngerer Vergangenheit finden sich zudem wieder verstärkt Debatten, das Konzept stärker theoretisch in der Sozialpsychologie zu verorten (Mayer 2017). Die Debatte um ein mögliches *dealignment* diskutiert schließlich – ähnlich der Debatte um Kompositionseffekte in den soziologischen Modellen –, ob solche Identifikationen erstens in der Bevölkerung noch weit verbreitet sind und zweitens als Prägekraft an Einfluss verlieren. Trotz all dieser Versuche hat sich die Parteiidentifikation alles in allem bewährt und steht als weiterhin ziemlich *unmoved mover* in vielen Ländern da (vgl. Kapitel 19).

Mit Blick auf die Einstellungen zum politischen Spitzenpersonal arbeiteten die Autoren des „American Voter“ zunächst mit offenen Fragen, die sie dann kategorisierten. Spätere Analysen bemühten sich darum, diese Orientierungen gegenüber Politikern a priori konzeptuell zu unterteilen, etwa in rollennahe und rollenferne Eigenschaften (Lass 1995) oder politische und persönliche Eigenschaften, auch wenn diese Zuordnungen nicht immer trennscharf sind. Während man etwa Kompetenz und Managementfähigkeiten recht klar zu politischen Eigenschaften zählen kann, Sympathie und reine Äußerlichkeiten zu den unpolitischen, ist die Frage etwa mit Blick auf die Vertrauenswürdigkeit eines Kandidaten weniger eindeutig (siehe etwa Brettschneider 2002; Kapitel 20 in diesem Band). Unter dem Stichwort „Personalisierung“ entwickelte sich schließlich eine Debatte, die einen Bedeutungsgewinn von Kandidaten in der Politik postuliert – für Parteien, für Medien, aber ggf. eben auch für die Wahlentscheidungen von Wählern. Kandidatenorientierungen würden dabei ggf. die Lücke füllen, die abnehmende Parteibindungen hinterlassen (Poguntke und Webb 2005; McAllister 2007; Adam und Maier 2010; Wagner und Wessels 2012).

Mit Blick auf Sachfragen nahmen die Autoren des „American Voter“ vor allem eine Unterscheidung zwischen innen- und außenpolitischen Einstellungen vor. Zudem erörterten sie die komplexen Mechanismen, die es braucht, damit Sachfragen wahlrelevant werden können: Die Sachfragen müssen wahrgenommen werden, wichtig und vertraut sein und schließlich parteipolitische Differenzierungsmöglichkeiten bieten (Kapitel 21, siehe auch unten die Ausführungen zum Downs'schen Modell). Davon ausgehend entwickelte sich eine breite und differenzierte Forschung zu den Wirkungsmechanismen von politischen Sachfragen. Stokes (1963) führte in einer späteren Arbeit die Unterscheidung zwischen Valenz- und Positionssachfragen ein. Valenzissues sind in ihrer Zielsetzung unumstritten: Frieden, geringe Arbeitslosigkeit, gutes Klima – niemand würde diese Zustände für nicht erstrebenswert halten. Daraus folgt allerdings nicht, dass diese Themen keine Möglichkeiten zur parteipolitischen Differenzierung bieten, nur eben nicht über das Ziel als solches: Die Prioritäten können sich ebenso unterscheiden wie die den Parteien zugeschriebenen Kompetenzen. Bei Positionssachfragen dagegen sind die Zielrichtungen selbst zwischen Parteien umstritten: Mehr Zuwanderung oder weniger? Ende des Verbrennungsmotors oder nicht? Tempolimit ja oder nein?

Von Ann Arbor in Michigan ausgehend, hat der „American Voter“ einen weltweiten Siegeszug angetreten und gerade mit der Parteiidentifikation eines der wichtigsten Konzepte der Einstellungs- und Verhaltensforschung überhaupt geliefert. Zwar brauchte es zunächst noch einige Debatten der Übertragbarkeit und damit verbunden der Messung in Mehrparteiensystemen, die in Deutschland sehr intensiv diskutiert wurden (siehe etwa Falter, Schoen und Caballero 2000). Das immense Potenzial wird aber auch daraus ersichtlich, dass sich nicht nur individu-

enbezogene Anwendungsgebiete eröffnen, sondern auch systemische: Converse (1969) etwa hat basierend auf der Parteiidentifikation eine Analyse zur Stabilität und Trägheit von Parteiensystemen vorgelegt; Campbell (1966) unterteilte Wahlen auf Basis der Verteilungen der Parteiidentifikation und der abgegebenen Stimmen in mehrere Typen. Bei Normalwahlen entsprechen die Verteilung von Parteiidentifikation und Stimmen einander, bei *deviating elections* dagegen fallen sie auseinander, was darauf hindeutet, dass kurzfristige Faktoren besonders prägend waren (siehe etwa Falter und Rattinger 1984; siehe auch Converse 1966; Key 1955).

5.2.5 Public Choice und empirische Wahlforschung

Anthony Downs (1957) begründete mit seinem Werk „An Economic Theory of Democracy“ die dritte klassische Schule der Wahlforschung. Nach den Einflüssen zunächst der Soziologie, dann der Sozialpsychologie griff er in seinem Werk *Impulse aus der (Mikro-)Ökonomie* (und hier insbesondere die Ideen von Hotelling (1929) zum räumlichen Wettbewerb) auf: Basierend auf politischen Sachfragen stellt Downs letztlich eine Analogie zu Märkten und dem Verhalten von Anbietern und Nachfragenden auf. Im Fokus stehen daher auch Positionssachfragen; die entsprechenden politischen Positionen zu diesen Sachfragen werden auf einem Wähler-Parteien-Markt gehandelt. Der Wähler entscheidet sich am Ende rational, er maximiert seinen Nutzen und entscheidet sich für das beste Produkt (nämlich jenes, was seiner eigenen Position am nächsten kommt), wobei Parteien sich vorab überlegen können, wie sie sich im Lichte eines solchen Wählerkalküls optimal positionieren. Die Ideen von Downs gingen unter der Bezeichnung *spatial voting* (oder auch „räumliches Modell des Wählverhaltens“) in die Literatur über das an *issues*, also politischen Sachfragen, orientierten Wählen ein (weil ihnen die Idee von politischen Dimensionen und Räumen zugrunde liegt), sein Mechanismus als distanzbasiertes Wählen (weil Wähler die Partei wählen, zu der sie den geringsten Abstand haben). Davon ausgehend entwickelte sich die Literatur; Autoren betrachteten mehrdimensionale Räume (und sind dabei auf massive Herausforderungen gestoßen, siehe McKelvey 1976), postulierten und prüften aber auch unterschiedliche Entscheidungslogiken. Dies gilt etwa für Rabinowitz und MacDonald (1989), die mit ihrem Richtungsmodell nicht nur Distanzen, sondern auch die Richtung, in die sich die Position einer Sachfrage entwickeln soll, berücksichtigten. Aufgrund ihrer mikroökonomischen Fundierung sind die klassischen Modelle sehr elegant, stoßen allerdings mitunter an empirische Grenzen, weil sie den Wählern hohe Informations- und Entscheidungskosten aufbürden. Gerade aus der Kostensensitivität heraus ergab sich schließlich auch das berühmte *paradox of voting*, für einige Kritiker dieses Ansatzes „the paradox that ate rational choice“ (Grofman 1993, Green und Shapiro 1994). Wenn Wählen Kosten verursacht, der Ausgang von Wahlen aber in Massendemokratien nicht von einem einzelnen Wähler beeinflusst werden kann (weil die eigene Stimme in der Masse ein Gewicht von nur geringfügig mehr als 0 hat), dann werden die Kosten den Nutzen der eigenen Stimmabgabe immer übersteigen. Entsprechend sollte ein rationaler Wähler nicht wählen. Trotzdem tun es Millionen von Wählern, was wiederum zu einer ganzen Reihe von Publikationen geführt hat, die versuchen, dieses Wahlparadoxon zu lösen (siehe dazu auch unten die Ausführungen zur „Politischen Psychologie“ sowie Kapitel 22; vgl. auch Arzheimer 2014).

Neben der Downs'schen Variante einer „ökonomischen Theorie der Demokratie“ hat sich in der Wahlforschung ein weiterer Strang unter dem Label *economic voting* entwickelt, der letztlich eine spezifische Ausdifferenzierung sachfragenbasierten Wählens ist, auch wenn er in der Literatur eher lose damit verbunden wird (Kapitel 21). Im Vergleich zu Downs besteht der An-

spruch weniger darin, exakte mikroökonomisch inspirierte Modelle zu spezifizieren, sondern Wahlverhalten in Reaktion auf ein ganz bestimmtes Thema, nämlich die wirtschaftliche Lage, zu verstehen. Den Startschuss dieser Forschungsrichtung in der Wahlforschung gab letztlich Kramer (1971) mit seiner systematischen Analyse der Wahlen zum US-Repräsentantenhaus zwischen 1896 und 1964. Grundlage der Analyse war ein einfaches, ökonomisch inspiriertes Verhaltenspostulat: „If the performance of the incumbent party is ‚satisfactory‘ according to some simple standard, the voter votes to retain the incumbent governing party in office“ (Kramer 1971: 134). Diesem Modell liegt eine Reihe von Annahmen zugrunde, was die Blickrichtung der Wähler betrifft (retrospektiv), was den Gegenstand ihrer Bewertungen betrifft (ihre eigene wirtschaftliche Lage als Ganzes) und was ihre Reaktion betrifft (Belohnung/Bestrafung der Regierung). Trotz der empirischen Unterstützung, die Kramer in seiner Analyse findet, wurde in der Folgezeit jede der Annahmen von Kramer mindestens präzisiert, wenn nicht in Frage gestellt: Schauen Wähler wirklich zurück auf die wirtschaftliche Entwicklung oder nicht doch vielleicht nach vorne im Sinne ökonomischer Erwartungen? Geht es wirklich um die eigene Wirtschaftslage einer Person oder vielleicht doch eher um die Wahrnehmung einer gesamtwirtschaftlichen Lage? Und steht wirklich immer die Regierung im Fokus, ganz gleich, wie diese zusammengesetzt ist? Oder führen nicht bestimmte ökonomische Problemwahrnehmungen zu einem Wahlverhalten zugunsten bestimmter Parteien, etwa Arbeitslosigkeit zu einer Wahl linker Parteien? Meilensteine in der Entwicklung dieses Forschungsfelds waren der Übergang von einer Aggregat- hin zu einer Individualdatenanalyse (Kinder und Kiewiet 1979), denn erst die Verwendung von Individualdaten ließ überhaupt den Schluss zu, zwischen gesamtwirtschaftlicher Lage insgesamt und der wirtschaftlichen Lage einzelner Personen zu unterscheiden. Und in der Tat zeigte sich in der Folge, dass Wahrnehmungen des großen Ganzen Wahlen viel stärker prägen als die Wahrnehmung der eigenen wirtschaftlichen Lage. In jüngerer Vergangenheit ist daneben die Rolle von zugeschriebener Verantwortung diskutiert worden, was sich empirisch als gewinnbringend erwiesen hat (Anderson 2007; Faas 2010: 270ff.).

Die skizzierten soziologischen, sozialpsychologischen und ökonomischen Ansätze bilden die großen Schulen der akademischen Wahlforschung. In ihrem Fokus steht die Frage der Parteiloyalität, vor allem mit Blick auf etablierte Parteien. Zur Erklärung der Wahl neuer oder auch extremer Parteien werden dagegen häufig andere Modelle unter Rückgriff auf andere Faktoren herangezogen, was im Sinne einer einheitlichen Theoriebildung durchaus fragwürdig erscheint (Arzheimer 2014). In jüngerer Vergangenheit ist dies gerade auch mit Blick auf populistische Parteien zu beobachten (etwa durch den Rückgriff auf „populistische Einstellungen“, siehe Akkerman, Mudde und Zaslove 2014). Auch die Frage der Wahlbeteiligung steht nicht im Fokus des Interesses, zumindest nicht in einem genuinen Sinne. In soziologischen oder sozialpsychologischen Modellen ist Nichtwahl häufig das Resultat von *cross pressures* oder dem Fehlen von *civic attitudes*; genuine Modelle zur Erklärung der Wahlbeteiligung sind damit allerdings nicht verbunden. Der ökonomische Ansatz nach Downs dagegen sagt explizit Nichtwahl als Folge eines Kosten-Nutzen-Abgleichs voraus, was allerdings primär als Paradox und weniger als gelungene Erklärung in die Literatur Eingang fand.

5.2.6 Kommunikation, Informationsbeschaffung und Urteilsbildung als Determinanten des Wählerverhaltens

Fragen der Kommunikation fristeten in der Einstellungs- und Verhaltensforschung über viele Jahre hinweg ein Schattendasein und gelangten erst in der jüngeren Vergangenheit verstärkt in

den Fokus des Interesses. Das gilt auch für den speziellen Fall der Einbeziehung der politischen Kommunikation in die Wahlforschung. Die Veränderungen in der Sozialstruktur, die abnehmenden Bindungen an Parteien und Großgruppen und die in der Folge gestiegene Volatilität, die in Wahlergebnissen sichtbar wurde, ließen ein Umdenken in dieser Frage geradezu zwingend erscheinen. Dem entsprechend finden sich in der jüngeren Vergangenheit verstärkte Bemühungen, sowohl die Informationsumwelten als auch den Umgang mit Informationen in die Erklärungswelt der Wahlforschung zu integrieren. Schon Lazarsfeld, Berelson und Gaudet (1944) hatten auf kleinräumige Interaktionsmuster zurückgegriffen, um das überraschend homogene Wahlverhalten von Gruppen zu erklären. Auch formulierten sie mit ihrer Hypothese des *two-step-flow of communication* ein kettenförmiges Argument bezogen auf mediale und gesellschaftliche Informationsflüsse. Ausgehend von politischen Eliten und vermittelt über Massenmedien würden zunächst lokale *opinion leader* erreicht, die dann wiederum dafür sorgen, dass über Kanäle interpersonaler Politik breitere Schichten der Gesellschaft mit Informationen versorgt würden.

Angesichts der – ernüchternden – Ergebnisse, die Lazarsfeld und andere über die Relevanz politischer Kommunikationsprozesse für individuelle Wahlentscheidungen vorgelegt hatten, rückten die Dynamik der Beziehung zwischen Kommunikationsprozessen und politischem Verhalten allerdings rasch in den Hintergrund. Erst Jahrzehnte später verhalfen Huckfeldt und Sprague (1995) mit ihrer South-Bend-Studie (bezeichnenderweise also erneut eine Regionalstudie, um Informationsflüsse präzise abbilden zu können) der Erforschung von Mustern und Folgen interpersonaler Kommunikation zum Durchbruch. Wenige Jahre später sprach Zuckerman (2005) von einem „return to the social logic of politics“. Auch mit Blick auf die Bemühungen von Parteien in Wahlkampfzeiten ist zwischenzeitlich ein Umdenken erkennbar. Programmatisch bringt dies Thomas Holbrook (1996) im Titel seiner Studie „Do Campaigns Matter?“ zum Ausdruck. Einige Jahre später publizierten Farrell und Schmitt-Beck (2002) unter einem ähnlichen Titel („Do Political Campaigns Matter?“) einen Sammelband über Wahlkampfkommunikation in europäischen Gesellschaften. Auch die Arbeiten etwa von Prior (2007) zu „Postbroadcast Democracy“ fokussieren explizit auf Medienlandschaften und prüfen, wie sich verändernde Medienumwelten auf Wahlen und Wählerverhalten auswirken.

Mit dem Bedeutungszuwachs von Informationsumwelten rückte zwangsläufig auch der Umgang mit Informationen in den Fokus des Interesses. Um zu verstehen, wie Menschen Informationen aufnehmen, wie sie diese verarbeiten und am Ende zu Entscheidungen verdichten wird der klassische sozialpsychologische Blick auf Wählerverhalten nunmehr um kognitionspsychologische und emotionspsychologische Facetten ergänzt (Steenbergen 2010; Faas, Frank und Schoen 2015). Anstelle weiterer Ausführungen genügt es an dieser Stelle, auf die obigen Ausführungen zur Bedeutung von Kognitionen und Emotionen in der Einstellungsforschung zu verweisen (vgl. auch Kapitel 2 und 22).

5.2.7 Wählen, Wahlsysteme und Angebotsstrukturen

Abschließend wollen wir hier noch ein Blick auf Aspekte werfen, die spezifisch mit Wahlen als verfasster Form politischer Partizipation an der Schnittstelle zwischen Angebot und Nachfrage verbunden sind. Dies betrifft einerseits die Rolle von Parteien, andererseits die Rolle von institutionellen Aspekten rund um das Wahlsystem, im letzten Schritt aber auch die Frage verschiedener politischer Ebenen, auf denen Wahlen stattfinden, angefangen auf der kommunalen bis hin zur europäischen Ebene.

Wählen setzt voraus, dass Wähler sich zwischen Alternativen entscheiden. Parteien sind dafür verantwortlich, ein entsprechendes Angebot zu machen, was wiederum die Entscheidungen der Wähler beeinflusst. Dies gilt im ersten Schritt für das Format des Parteiensystems: Zwei-Parteien-Systeme stellen Wähler vor andere Herausforderungen als ein Mehr-Parteien-System. Es gilt aber auch, gerade vor dem Hintergrund der obigen Ausführungen zu sachfragenbezogenem Wählen, für das konkrete Angebot, das einzelne Parteien in Form ihrer Wahlprogramme und vermittelt über ihre Wahlkampf Bemühungen machen. Gerade die Analyse von Wahlprogramm hat dieser Logik folgend eine lange Tradition an der Schnittstelle zwischen Wahl- und Parteienforschung. Das Manifesto Project, das heute unter dem Akronym „MARPOR“ firmiert, stellt stellvertretend für diese Tradition (Volkens u. a. 2013). Mit Blick auf die Wähler stellt sich die Frage, wie diese mit der gestiegenen Komplexität umgehen. Die Idee von *consideration sets*, denen zufolge für Wähler in einem ersten Schritt eine Teilmenge von Parteien überhaupt nur grundsätzlich in Frage kommt, aus denen dann im zweiten Schritt die finale Wahlentscheidung getroffen wird, zeugt genau davon (Lau 2003; Sniderman 2000).

Dass Wahlsysteme auch das Wählerverhalten beeinflussen, ist „ein alter Hut“. Duverger (1959) wies schon auf die mechanischen und psychologischen Effekte hin, die von Wahlsystemen ausgehen und im Falle von Mehrheitswahlsystemen eher zur Herausbildung von Zwei-Parteien-System führen. Die Grundidee kommt auch bei Hinich und Munger (1993) zum Ausdruck, wenn sie von einer *fundamental equation of politics* sprechen, der zufolge das Endergebnis von Wahlen aus Interaktion individueller Präferenzen mit institutionellen Arrangements folgt. In jüngerer Vergangenheit sind die Wahlsysteme komplexer geworden und räumen Wählern beispielsweise durch das Stimmensplitting, das Kumulieren und das Panaschieren mehr Einflussmöglichkeiten auf die Zusammensetzung von Parlamenten ein. Wie Wähler mit dieser Komplexität umgehen (gegeben beschränkte Ressourcen und Motivationslagen), ist eine wichtige, aber noch weitgehend unerforschte Frage, auch unter dem Aspekt demokratischer Gleichheit.

Mit Blick auf verschiedene Ebenen des politischen Systems ist zunächst zu konstatieren, dass sich die Wahlforschung in einer eigentlich unzulässigen Art und Weise auf nationale Wahlen konzentriert, in Deutschland also auf Wahlen zum Deutschen Bundestag. Wahlen auf anderen Ebenen – Landtagswahl, Kommunalwahlen, Europawahlen – werden dagegen eher vernachlässigt. Gerade in einem föderalen System bieten sich höchst relevante und interessante Ansatzpunkte mit Blick auf institutionelle Varianz, etwa unterschiedliche Wahlsysteme. Dabei hat es der einschlägigen Forschung durchaus Impulse gegeben, sich mit diesen anderen Ebenen zu beschäftigen (vgl. Kapitel 24). Dinkel (1977) verwies schon früh auf potenziell enge Verbindungen zwischen dem Ausgang von Landtagwahlen und der bundespolitischen Stimmungslage. Reif und Schmitt (1980) legten unmittelbar nach der ersten Europawahl ein Raster für die Analyse dieser – wie sie sagten – *second-order national elections* vor. Für Kommunalwahlen dagegen ist die Forschungslage weiterhin inakzeptabel dünn, die kommunale Wahlforschung ist zu Recht als ein „blinder Fleck der Wahlforschung“ bezeichnet worden (Schmitt-Beck, Mackenrodt und Faas 2008). Insgesamt sind zwar Ansätze einer intensiveren Auseinandersetzung mit Nebenwahlen erkennbar, allerdings gibt es hier noch viel zu tun – mit durchaus vielversprechendem Ertrag (siehe hierzu auch Kapitel 24, Roßteutscher und Faas 2015; Roßteutscher, Faas und Arzheimer 2015; Völkl u. a. 2008).

5.3 Debatten in der Wahlforschung

Debatten in der Wahlforschung gibt es weiterhin *en masse*, wie ein Blick auf das kürzlich erschienene PVS-Sonderheft „Wählen in Deutschland“ (Schmitt-Beck 2012) oder die zu Bundestagswahlen regelmäßig erscheinenden „Blauen Bände“ (Falter, Gabriel und Weißels 2005; Gabriel, Weißels und Falter 2009; Weißels, Schoen und Gabriel 2013; Schoen und Weißels 2016) zeigt. Viele der Debatten lassen sich dabei unter der Überschrift „Interaktion“ subsumieren. Eine Herausforderung besteht weiterhin darin, Kontext- und Individualmerkmale und ihre gemeinsame Wirkungsweise auf das Wahlverhalten zu ergründen. Gerade auch die Interaktion zwischen Angebots- und Nachfrageseite zählt an zentraler Stelle dazu. Mit der weltweit zu beobachtenden Ausweitung direktdemokratischer Verfahren stellt sich zudem die Frage, ob man hier zu einer stärker integrierten Betrachtung verfasster Partizipationsformen kommt oder ob man dieses Feld eher der „klassischen“ Partizipationsforschung überlässt.

Im Lichte aktueller Entwicklungen steht die Wahlforschung zudem vor der Herausforderung, die stark angestiegene Dynamik des Wählerverhaltens zu erklären. Dies setzt in noch stärkerem Maße als bisher auch die systematische Erfassung von Informationsumwelten einzelner Wähler voraus. Allerdings stellen die einschneidenden Veränderungen im Kommunikationssystem, auf Grund derer sich Menschen in sozialen Medien ihre besondere individuelle Informationsumwelt zusammenstellen können, die etablierte Forschung vor erhebliche Herausforderungen. Die Forderung, bestehende Homogenitätsannahmen aufzulockern und stattdessen *voter heterogeneity* stärker mitzudenken, stößt gerade mit Blick auf Informationsumgebungen auf neue Dimensionierungen.

Zugleich ist zu beobachten, dass Forscher sich dem Wahlverhalten auch aus ganz anderer Perspektive nähern, etwa durch Ansätze aus der Persönlichkeitspsychologie oder gar der Genforschung (Fowler, Baker und Dawes 2008; Fowler und Dawes 2008). Insbesondere mit der Genetik geht eigentlich maximale Stabilität einher, was letztlich bedeutet, dass die alte Herausforderung zu verstehen, wie stabile Prädispositionen mit aktuellen Informationen und Ereignissen interagieren, auch weiterhin besteht.

Schließlich bleiben auch methodische Herausforderungen bestehen. Eine Wahlentscheidung zugunsten einer Partei ist letztlich eine binäre Entscheidung: Wähle ich eine Partei oder nicht? Mit dieser Art abhängiger Variable sind offenkundig Limitationen verbunden, die die Forschung schon lange aufzuweichen versucht. Gerade auch unter dem theoretischen Aspekt von *consideration sets* greift diese Art der Fragestellung auch konzeptionell zu kurz. Der Einsatz von so genannten *propensities to vote*, also Wahlwahrscheinlichkeiten für jede einzelne Partei, erscheint vor diesem Hintergrund vielversprechend, wird aber von anderen auch heftig kritisiert (van der Eijk u. a. 2006).

Bei alledem ist zu beobachten, dass gerade auch in der Wahlforschung verstärkt auf Labor-, Survey- und Feldexperimente zurückgegriffen wird. Um Mechanismen, gerade auch in Reaktion auf Informationsimpulse zu verstehen, ist dies ohne Zweifel sehr zielführend. Allerdings gilt gerade für die Wahlforschung, dass ihre Ergebnisse ein hohes Maß an externer Validität aufweisen müssen, schließlich geht es auch immer um die repräsentative Beschreibung und Erklärung. Das Ziel, intern valide Erklärungen zugleich mit hoher externer Validität zu verbinden, bleibt eine Herausforderung, der sich allerdings mit dem Einsatz etwa von Survey- oder Feldexperimenten sehr wohl begegnen lässt.

6. Methoden¹

6.1 Die Etablierung der deutschen Politikwissenschaft als empirische Disziplin

Die politische Einstellungs- und Verhaltensforschung sind in Deutschland noch immer vergleichsweise junge Disziplinen. Mangels eigener Fachtradition wurden die ersten Professuren in der Politikwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg mit Vertretern benachbarter Disziplinen besetzt – etwa der Rechts- oder der Geschichtswissenschaft. Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, dass es in der Frühzeit des Faches keinen Konsens über die Art und Weise gab, wie Politikwissenschaft als Wissenschaft zu betreiben sei. Mehr noch: Es war höchst umstritten, ob die Politikwissenschaft eine empirisch orientierte Sozialwissenschaft sein sollte. Allenfalls eine kleine Minderheit unter den Fachvertretern der ersten Stunde sah die Politikwissenschaft als Erfahrungswissenschaft und hielt den kontrollierten Einsatz objektiver Methoden bei der Analyse politischer Sachverhalte für möglich, machbar oder gar erstrebenswert. Bis weit in die 1970er Jahre hinein stieß die Anwendung empirischer Methoden bei den meisten Politikwissenschaftlern bestenfalls auf Indifferenz, eher jedoch auf vehemente Ablehnung (vgl. die Aufarbeitung der Debatte bei Schmitz 1969). Erst im Laufe der Zeit hat sich die Politikwissenschaft zu einer eigenständigen Sozialwissenschaft entwickelt. Inzwischen ist die Politikwissenschaft und gerade die Wahl-, Partizipations- und Einstellungsforschung im Kreis der Sozialwissenschaften angekommen und hat dort – auch von einer methodischen Warte aus betrachtet – einen festen, eigenständigen Platz eingenommen (Kaase 2000; Scheuch 2000).

Drei Aufgaben hat die Einstellungs- und Verhaltensforschung – wie jede andere Sozialwissenschaft auch – zu erfüllen: Sie soll beschreiben, erklären und prognostizieren. Ein Blick auf die Entwicklungen der vergangenen Jahre und Jahrzehnte zeigt, dass sich das Fach zunehmend aller drei Aufgaben dieser Trias annimmt. Die präzise Beschreibung war von Beginn an ein unumstrittener Teil der Politikwissenschaft in Deutschland. Die Vorstellung, dass die Politikwissenschaft aber (auch) einen kausalanalytischen Anspruch haben könnte und sollte, etablierte sich erst allmählich. Das Erklären und Prognostizieren haben dadurch erst im Laufe der Zeit an Bedeutung innerhalb der Disziplin gewonnen. Dies hat einerseits mit der eingangs skizzierten Erstaufstellung des Faches in Deutschland zu tun. Vor allem aber liegt es in theoretischen und methodisch-analytischen Weiterentwicklungen und Verfeinerungen begründet, die dafür nötig waren.

6.2 Von der Umfrage zum Experiment

Die erfolgreiche Wahlprognose George Gallups im Vorfeld der US-Präsidentenwahl 1936 (vgl. Diekmann 1997: 325; ff.) und später die zum „American Voter“ führenden Studien von Campbell u. a. (1960) haben der Idee repräsentativer Bevölkerungsumfragen in den USA, aber auch international zum Durchbruch verholfen. In der Folge sind solche Bevölkerungsumfragen zum „Goldstandard“ (Brady 2000: 47) geworden, wenn es um die Erfassung von Einstellungen und Verhaltensabsichten der Bürgerinnen und Bürger geht. Seither dominieren repräsentative Bevölkerungsumfragen den Forschungszweig, denen ein Querschnitts-Forschungsdesign zugrunde liegt: Eine Stichprobe von mehreren hundert oder tausend(en) Befragten wird zu

¹ Dieser Teil basiert in Teilen auf Faas und Vollnhals (2014).

einem einzigen Zeitpunkt interviewt, Einstellungen und Verhaltensabsichten oder -berichte der Befragten werden erfasst. Diese Forschungsstrategie stellt ein ausgezeichnetes Instrument dar, um die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebene Verteilung von Einstellungen in der Bevölkerung sowie deren Entwicklung im Zeitverlauf aufzuzeigen. Die Ergebnisse der Politischen Kulturforschung etwa unterstreichen dies eindrucksvoll, indem Einstellungsmuster in verschiedenen Ländern identifiziert und zu darauf aufbauenden Typologien verdichtet wurden (Almond und Verba 1963). Den Auftrag der Beschreibung erfüllt diese Form der Gesellschaftsbeobachtung vorbildlich – und gerade in stabilen Zeiten mag man dies auch für ausreichend halten. Wandel und Veränderungen aber werfen in noch stärkerem Maße die Frage nach dem „Warum?“ auf.

Solange diese Form der Datengewinnung aber in einer rein querschnittlichen Logik verhaftet bleibt, ist es schwierig, stringent kausalanalytisch zu argumentieren und solche „Warum“-Fragen zu beantworten. Solche einmaligen Befragungen eignen sich nicht dazu, Erklärungsfaktoren zu isolieren und zu quantifizieren und so kausale Strukturen aufzudecken (Opp 2010). Noch nicht einmal die Richtung einer möglichen kausalen Beziehung im Sinne einer „Granger-Kausalität“ (Granger 1969) lässt sich zweifelsfrei nachweisen, wenn nur zu einem einzigen Zeitpunkt Daten erhoben werden (King, Keohane und Verba 1994). Ob also die affektive Bindung an eine Partei zur Wahl dieser Partei führt oder umgekehrt die Wahl einer Partei zu affektiven Bindungen führt, darüber lässt sich theoretisch trefflich streiten, wie ein Blick in einschlägige Forschung zeigt: Fiorina (1981) etwa sah in der Parteibindung einer Person nur eine Bewertung von Parteien, die permanent in Reaktion auf momentane Geschehnisse aktualisiert wird. Dies widersprach der orthodoxen Sichtweise von Campbell u. a. (1960) diametral: Für sie war die Parteibindung eine in der Kindheit erworbene, langfristig stabile Grundorientierung, die wiederum die Wahrnehmung aktueller Geschehnisse im Sinne einer „parteilpolitischen Brille“ massiv beeinflusst. Mit einer Querschnittserhebung lässt sich der Streit aber nicht empirisch lösen. Es lässt sich nur zeigen, dass beide Faktoren zusammenhängen.

Stringente kausalanalytische Erklärungen setzen bestimmte Forschungsdesigns voraus. Behnke u. a. (2006: 39f.) weisen in diesem Sinne völlig zu Recht auf eines hin: „Die ‚Urform‘ aller Untersuchungsdesigns ist das ‚klassische‘ Experiment [...] Das Experiment ist das Verfahren schlechthin, wenn uns an der Entdeckung kausaler Zusammenhänge gelegen ist“ (Behnke u. a. 2006: 42). Als Sozialwissenschaft mit einem kausalanalytischen Anspruch sollte man also erwarten, dass sich das Experiment großer Beliebtheit erfreut, wie es dies etwa in der Psychologie tut. Von sehr vereinzelt, tatsächlich zumeist psychologisch inspirierten Anwendungen abgesehen, war dem aber lange Zeit nicht so. Kinder und Palfrey (1993: 2) haben noch Anfang der 1990er Jahre bilanziert: „Most of what political science does in the name of science has nothing to do with experimentation. Too often experiments are regarded as exotic or silly or simply irrelevant; they are what chemists do or, closer to home, what psychologists or wayward economists do, but not what we political scientists do. The science of politics, so runs the standard argument, cannot be an experimental one“.

Auch in der Wahl- und Einstellungsforschung zeigt sich dies sehr deutlich. Obwohl dieser Bereich der Politikwissenschaft aus methodischer Sicht als fortgeschritten anzusehen ist (siehe auch Kittel 2009), sucht man selbst hier über viele Jahre und Jahrzehnte hinweg Experimente vergeblich. Vor diesem Hintergrund sind zahlreiche Entwicklungen der jüngeren Vergangenheit im Bereich von Forschungsdesigns sowie Erhebungs- und Auswertungsverfahren zu sehen. Sie sollen die skizzierten Defizite so weit wie möglich wettmachen und es damit ermöglichen, den

kausalanalytischen Anspruch der Politikwissenschaft einzulösen. In der radikalsten Variante bedeutet dies den verstärkten Rückgriff auf und Einsatz von echten experimentellen Designs. Und tatsächlich findet sich zwischenzeitlich genau dieser Trend: Labor-, Survey-, Online-, Feld- und mitunter auch natürliche Experimente (Dunning 2012; Druckman u. a. 2006; Faas und Huber 2010) werden in der Politikwissenschaft vermehrt eingesetzt (vgl. Kapitel 25). Die wachsende Zahl von auf Experimenten basierenden Artikeln in den führenden Fachzeitschriften zeugt von der wachsenden Bedeutung von Experimenten im Fach (vgl. z.B. Druckman u. a. 2006, 2011). Gerade im Bereich der Medienwirkungsforschung lassen sich Medieninhalte gezielt experimentell manipulieren, um so zu prüfen, ob Rezipienten darauf unterschiedlich reagieren (Iyengar und Kinder 1987). Wenn es um die Erforschung von Wahlbeteiligung und Möglichkeiten der Mobilisierung von Wählern geht, können beispielsweise in bestimmten Gebieten Mobilisierungsbemühungen eingesetzt werden (etwa in Form von Haustürbesuchen), in anderen nicht, um so deren Effektivität im Nachgang messen zu können (Gerber und Green 2012).

Bei aller Wichtigkeit von Experimenten gilt zugleich: Ein Allheilmittel werden Experimente in der Politikwissenschaft nie sein können. Nicht immer lassen sich die Variablen, die im Lichte einer politikwissenschaftlichen Theorie relevant sind, experimentell manipulieren: Der Typ eines politischen Systems, ob parlamentarisch oder präsidentiell, oder eines Wahlsystems – Mehrheits- oder Verhältniswahlsystem – entzieht sich unserer experimentellen Kontrolle, ebenso beispielsweise der Erwerbsstatus einer Person. Darüber hinaus lassen sich Befunde aus Laborexperimenten häufig nur schwer über die experimentelle Situation hinaus verallgemeinern. Verschärft wird diese Problematik mitunter noch durch sehr verzerrte Teilnehmerstrukturen bei (Labor-)Experimenten; nicht selten sind es ausschließlich Studierende, die daran teilnehmen – auch wenn einiges dafür spricht, dass die Ergebnisse studentischer Studien valide Resultate generieren (Druckman und Kam 2011). Für die Psychologie mit ihrem Interesse an fundamentalen, individuenübergreifenden Wirkmechanismen mag dies noch hinnehmbar sein, für die Politikwissenschaft ist dieses Problem ernster zu nehmen: Politikwissenschaftler interessieren bevölkerungsrepräsentative Befunde, sie interessieren Muster und Effekte in bestimmten Teilgruppen der Bevölkerung, sie interessiert vor allem auch die Stabilität und Kontextabhängigkeit von Wirkungsmechanismen.

Doch an dieser Stelle, so zeigt die Entwicklung der Forschung, geht es erneut nicht zwingend um ein Entweder/Oder; die Antwort kann erneut ein Sowohl-als-auch sein. Mit der „Experimentalisierung“ von bevölkerungsrepräsentativen Befragungen (Schnell 2012: 28ff.) wachsen zwei Welten zusammen, in deren Rahmen experimentelle Variationen in Bevölkerungsumfragen integriert werden. Dies löst sowohl das Problem der eingeschränkten Übertragbarkeit (labor-)experimenteller Befunde, reichert Umfragen aber zugleich um die Erklärungspotenziale experimenteller Designs an. Für Sniderman und Grob (1996: 378) ist dies der „principal breakthrough“ experimenteller Forschung dank der damit verbundenen Kombination der „distinctive external validity advantages of the representative public opinion survey with the decisive internal validity strengths of the fully randomized, multifaceted experiment“. Zunächst standen dabei noch recht einfache Experimente im Vordergrund, in deren Rahmen Versionen einer bestimmten Frage oder auch die Reihenfolge von Fragen zufällig zwischen verschiedenen Probanden verändert wurden. Inzwischen liegen, etwa in Form von Vignettenanalysen (King u. a. 2004; Hopkins und King 2010b) und Listenexperimenten (Imai 2011; Blair und Imai 2012) – um nur zwei Beispiele zu nennen –, sehr ausgefeilte Umsetzungen von experimentellen Varia-

tionen in Umfragen (gerade auch in Online-Umfragen) vor. Vignetten erlauben es, durch zufällige Variationen der Stimuli zu prüfen, wie Befragte auf Teildimensionen von (politischen) Objekten reagieren (etwa das Aussehen eines Kandidaten im Vergleich zu seinen *policy*-Positionen und seiner Parteizugehörigkeit), während sich die Listenexperimente auf sehr elegante Weise speziell dem Problem sozial erwünschten Antwortverhaltens widmen, etwa wenn es um Bevölkerungseinstellungen zu Zuwanderung geht. Kuklinski, Cobb und Gilens (1997) konnten so neue Einblicke zu „Racial Attitudes and the ‚New South‘“ in den USA gewinnen. Im Listenexperiment – im Gegensatz zur direkten Erfassung solcher Einstellungen – wurde deutlich, dass viele Menschen ein Problem mit „a black family moving in next door“, so ihre Formulierung im Experiment, hätten. In jüngerer Zeit ist man mit solchen Ansätzen auch der Frage nachgegangen, inwiefern die Hautfarbe Barack Obamas Wahlentscheidungen beeinflusst.

6.3 Die Dynamisierung politikwissenschaftlicher Analysen

Die methodische Entwicklung der Politikwissenschaft hat aber auch gezeigt, dass sich auch ohne den Einsatz von Experimenten das Erklärungspotenzial unserer Forschung steigern lässt. Ansatzpunkt dabei ist der Faktor Zeit. Kausalität impliziert im einfachen Sinne einer „Granger-Kausalität“ (Granger 1969) bekanntlich bereits eine zeitliche Abfolge von Ursache und Wirkung. In dem Maße, in dem – anders als bei reinen Querschnittsanalysen – der Faktor Zeit explizit in das Forschungsdesign integriert wird, ergeben sich neue Optionen. Dies ist etwa bei Panelanalysen der Fall, in deren Rahmen die identischen Merkmalsträger zu unterschiedlichen Zeitpunkten wiederholt beobachtet werden. Durch eine wiederholte Befragung eines identischen Personenkreises lassen sich, neben den reinen interindividuellen Unterschieden, intra-individuelle Veränderungen aufzeigen und erklären. Je feinkörniger die einzelnen Panelwellen dabei getaktet sind, desto genauer lassen sich Veränderungen durch mögliche zeitlich vorangegangene Ursachen (gemessen in einer früheren Welle) mit Veränderungen zeitlich nachfolgender möglicher abhängiger Variablen (in darauffolgenden Befragungswellen) in Verbindung bringen. Diese klassische Form eines Paneldesigns haben Lazarsfeld und seine Mitstreiter schon in den 1940er Jahren in die Wahlforschung eingeführt (Lazarsfeld, Berelson und Gaudet 1944). Indem sie einen festen Kreis von Personen insgesamt sieben Mal vor dem eigentlichen Wahltag befragten, konnten sie nicht nur zeigen, dass sich Einstellungen und Verhaltensabsichten in Wahlkämpfen ändern, sondern auch bei wem und in Reaktion worauf. Dass sie dabei insgesamt recht wenige Änderungen feststellten, mag die Forscher enttäuscht haben, wurde aber auch erst im Lichte ihres präzisen Forschungsdesigns so deutlich. Gerade jüngere Programme der empirischen Wahlforschung greifen wieder verstärkt auf Panelerhebungen zurück, etwa um der verstärkt zu beobachtenden Wahlkampfdynamik auf die Spur zu kommen. Alternativ dazu ist der erfolgreiche Einsatz von rollierenden Querschnittsstichproben (*rolling cross-sections*, RCS) zu beobachten, die sich ebenfalls zeitlich sensibel solchen Ereignissen nähern (Johnston und Brady 2002; Schmitt-Beck und Faas 2006), indem sie in strikt kontrollierter Weise einen längeren Zeitraum mit strukturgleichen, tagesbasierten Querschnittsstichproben begleiten. Auch lassen sich Trends präzise erfassen – allerdings nur im Aggregat (siehe aber Faas und Blumenberg 2012).

Insgesamt kommen wir durch den Einsatz solcher Paneldesigns und entsprechender panelanalytischer Auswertungsverfahren dem Ziel kausalanalytischer Erklärungen deutlich näher als

mit reinen Querschnittserhebungen, insbesondere durch die zeitliche Reihenfolge von Ursache und Wirkung, aber auch deutlich verbesserten Möglichkeiten der Drittvariablenkontrolle. Panels von Personen sind jedoch mit einem sehr hohen Zeit- und Kostenaufwand verbunden.² Zudem ergeben sich spezielle Probleme, etwa Paneffekte (die Befragten gewöhnen sich an die wiederholten Fragestellungen) und Panelmortalität (mit zunehmender Anzahl der Befragungswellen fallen immer mehr Befragte aus; vgl. ausführlicher z.B. Schupp 2019). Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, dass die Forschung nach anderen und vor allem kostengünstigeren Verfahren auf dem Weg des Nachweises kausaler Strukturen gesucht hat. Hier erfreut sich in jüngster Zeit der Bereich statistischer Matchingverfahren (wieder) wachsender Beliebtheit (Gangl 2010). Durch ihren Einsatz soll die grundlegende Idee der Experimentalforschung, dass sich nämlich die Experimental- und die Kontrollgruppe in nichts unterscheiden außer der Tatsache, dass die eine Gruppe ein Treatment erhält, die andere dagegen nur ein Placebo, so gut wie möglich nachgestellt werden. Hierzu werden möglichst homogene Paare von Merkmalsträgern („statistische Zwillinge“) zusammengebracht und dann hinsichtlich einer spezifischen Verknüpfung von einer Ursache und einer Wirkung überprüft. Am häufigsten kommt dabei die Methode der Modellierung von *propensity scores* nach Rosenbaum und Rubin (1983) zum Einsatz; gerade in diesem Bereich gibt es aktuell zahlreiche Forschungsarbeiten und Verfeinerungen (Diamond und Sekhon 2013; Iacus, King und Porro 2012).

Über die passende zeitliche Reihenfolge hinaus setzt der Nachweis von Kausalität auch eine entsprechende kausale Geschichte voraus, die den Mechanismus offenlegt, über den Ursache und Wirkung miteinander in Verbindung stehen. Das setzt allerdings gänzlich neue Formen der Datengewinnung voraus. Auch in diesem Bereich lassen sich in jüngerer Vergangenheit innovative Entwicklungen beobachten. In Länderanalysen etwa hat sich der Ansatz des *process tracing* (George und Bennett 2005; Beach und Pedersen 2013) als eigenständige Methode herausgebildet, um durch diese sehr feinkörnigen Beobachtungen am Beispiel von differenzierten Einzelfallstudien kausale Strukturen erkennen zu können. Was menschliches Handeln und Denken betrifft, kommen ebenfalls sehr sensible Beobachtungen von Prozessen verstärkt zum Einsatz. Im aufstrebenden Feld der politischen Psychologie spielen Prozesse der Informationsaufnahme und -verarbeitung sowie darauf aufbauend der Entscheidungsfindung eine zentrale Rolle (Kapitel 2, 12 und 27; Steenbergen 2010). *Real-time response*-Messungen während der Aufnahme von – häufig medialen – Informationen sind ein Beispiel hierfür. Dabei dokumentieren Personen bewusst ihre Wahrnehmungen und Eindrücke während der Informationsaufnahme. Solche Messungen werden besonders häufig in der Analyse von Fernsehduellen eingesetzt. Sie haben unter anderem gezeigt, welche Arten von Aussagen besonders einflussreich sind, welche Bedeutung verbalen und non-verbalen Informationen zukommt und wie Zuschauer auf unterschiedliche Kandidaten reagieren (Faas und Maier 2004, 2014; Maier und Faas 2005). Darüber hinaus ist auch das Interesse an Un(ter)bewusstem gestiegen. Im Bereich der Umfrageforschung werden heutzutage häufig auch Antwortreaktionszeiten erfasst. Dabei rückt die Art und Weise, wie Menschen Antworten auf die ihnen gestellten Fragen finden, in den Mittelpunkt des Interesses. Solche Meta- oder Paradata liefern tatsächlich zusätzliche, von den gegebenen Antworten unabhängige Informationen, etwa zur Sicherheit und Stabilität gemessener Einstellungen. Auch Verfahren wie der implizite Assoziationstest (Greenwald, McGhee und Schwartz 1998),

2 In der Markt- und Meinungsforschung ist häufig von Online Access Panels die Rede, womit Pools von – via Internet – befragungswilligen Personen gemeint sind. Diese „Panels“ (im Sinne von Pools) schaffen zwar auch Möglichkeiten, echte Panelbefragungen (im Sinne von Mehrfachbefragungen eines identischen Personenkreises) zu realisieren, allerdings wird diese Möglichkeit noch immer vergleichsweise selten systematisch genutzt.

der insbesondere im Bereich der Stereotyp- und Vorurteilsforschung zum Einsatz kommt, folgen dieser Logik (Kapitel 26). Ebenfalls in diesem Bereich erstmals eingesetzt wurde die *affective misattribution procedure* (AMP), mit deren Hilfe sich implizite Einstellungen und deren Einfluss auf politisches Verhalten untersuchen lassen (Payne u. a. 2005; vgl. auch Kapitel 26). Die Messung von Emotionen, Gesichtsausdrücken, Herzfrequenzen oder Hautwiderständen sind weitere Beispiele für Methoden, die heute in politikwissenschaftlicher Forschung zum Einsatz kommen (Kapitel 30). Und immer geht es darum, prozesssensitiv vorzugehen und die sich vollziehenden Abläufe – impliziter oder expliziter Art, kognitiver oder emotionaler Art – so präzise wie möglich nachzeichnen und nachvollziehen zu können (Brady, Collier und Box-Steffensmeier 2008: 1040ff.).

6.4 Kontextanalysen

Ein abschließendes Element fehlt in der bisherigen Betrachtung noch: Es ist bereits kurz angeklungen, dass sich gerade die Politikwissenschaft für Kontexte menschlichen Handelns interessieren muss. Schließlich sind es diese Kontexte, aus denen Individuen Impulse beziehen und in denen sie agieren. Informationskontexte – Massenmedien, interpersonale Kontakte – spielen dabei ebenso eine Rolle wie institutionelle Kontexte, intermediäre Organisationen oder Wahl- und Parteiensysteme. Letztere sind für die Politikwissenschaft nicht nur als Kontexte individuellen Handelns von Bürgerinnen und Bürgern oder Abgeordneten von Interesse, sondern auch *per se*, etwa im Bereich der Parteien- oder Regierungssystemforschung. Insofern wundert es nicht, dass die Dokumentation und Erfassung von Informationen über diese Kontexte ebenfalls an Bedeutung gewonnen und sich im Laufe der Zeit deutlich ausdifferenziert hat (Kapitel 29): Parteiprogramme werden immer differenzierter und vielfältiger erfasst, sowohl per manueller Codierung wie im Rahmen der „Manifesto Project Database“ als auch per (halb-)automatisierter Erfassung. Für Gesetzesvorlagen und Gesetze (samt ihrer Hintergründe in *policy*-Netzwerken) gilt dies in ähnlicher Weise. Auch die Reden, die Wahlkämpfe, das Abstimmungsverhalten von Abgeordneten stehen mehr denn je im Mittelpunkt – durch Befragungen, aber auch durch prozessgenerierte Daten. Großangelegte Medieninhaltsanalysen, zunehmend auch die Beobachtung neuer sozialer Netzwerke bilden die Informationskontexte ab. „Text as data“ ist relevanter denn je (Grimmer und Stewart 2013). Dass dabei kaum zu bewältigende Mengen an Text anfallen und erfasst werden können, hat weitere Implikationen. Der zunehmende Einsatz von automatisierten Möglichkeiten der Inhaltsanalyse (Lowe und King 2003) zum Zweck der statistischen Generalisierung/Abstraktion von einzelnen Dokumenten (Hopkins und King 2010a) liefern ebenso wie das *machine learning* – also die „lernenden“ Verarbeitung von Texten durch den Einsatz von Computern – eine zwingend notwendige Ergänzung der „qualitativen Expertise“ durch die quantitative Verarbeitung großer Datenmengen (King 2014: 167).

Insgesamt jedenfalls sind die Möglichkeiten, was den Einsatz von Forschungsdesigns, die Erhebung und Erfassung von Daten und deren Auswertung heute ausdifferenzierter denn je (Brady, Collier und Seawright 2006). Aus Sicht des Faches ist die kombinierte Anwendung von quantitativen und qualitativen Verfahren, von Befragungs- und anderen Daten, gezielt erhobenen oder prozessgenerierten Daten, Individual- oder kontextbezogenen Daten ganz im Sinne eines *mixed/multi methods*-Designs keine Seltenheit mehr, um so ein umfassenderes (erklärendes) Bild zu zeichnen, als es mit einer Methode alleine möglich wäre.

7. Politische Einstellungen und politisches Verhalten: Stand und Perspektiven

In absehbarer Zeit wird sich der Zeitpunkt, zu dem die ersten an den Standards der empirischen Wissenschaftslehre orientierten Untersuchungen politischer Einstellungen und Verhaltensweisen publiziert wurden, zum hundertsten Mal jähren. Seither hat sich die Einstellungs- und Verhaltensforschung als ein wichtiges Teilgebiet der Politikwissenschaft etabliert. Sie erstreckt sich auf ein immer weiter gefasstes Forschungsfeld. Neben den in diesem Handbuch behandelten inhaltlichen Schwerpunkten (politische Kommunikation, politische Einstellungen, politische Partizipation und Wählerverhalten) befasst sie sich mit einer Vielzahl anderer Themen. Zu diesen gehören beispielsweise die politische Sozialisation, das Verhalten von Parlamentsabgeordneten, Richtern und Bürokraten, Prozesse der Koalitionsbildung, innerparteiliche und innerverbandliche Willensbildungs- und Entscheidungsprozesse, Lobbyismus, politische Gewalt und die Lösung internationaler Konflikte (Almond 1996: 68ff.). Die unter der Sammelbezeichnung „Politikwissenschaftliche Einstellungs- und Verhaltensforschung“ zusammengefassten Aktivitäten folgen allgemein anerkannten Leitlinien. Sie sind dem Programm der empirischen Wissenschaftslehre verpflichtet und betreiben theoriegeleitete empirische Forschung, in der standardisierte Methoden der Datenerhebung und Datenanalyse zum Einsatz gelangen und die Produktion intersubjektiv prüfbarer Erkenntnisse ermöglichen. Sie bemühen sich um einen Brückenschlag zwischen den benachbarten Disziplinen der Politikwissenschaft, der Soziologie, der Psychologie, der Ökonomie und der Kommunikationswissenschaft – um nur die wichtigsten zu nennen.

Auch wenn das von der behavioralistischen Bewegung ursprünglich verfolgte Ziel, eine allgemeine Theorie politischen Verhaltens zu entwickeln, bereits früh zu Gunsten einer Kumulation von Theorien mittlerer Reichweite aufgegeben wurde, weisen die einschlägigen Theorien einen gemeinsamen substanziellen Kern auf. Sie führen das politische Verhalten auf ein Zusammenspiel von Umwelt- und Persönlichkeitsfaktoren zurück, von denen einige auch die individuellen politischen Einstellungen beeinflussen. Mit einer Mischung aus Forschungskontinuität und theoretischen Innovationen sowie durch stetige Verbesserungen der Methoden der Datenerhebung und -analyse gelang der Einstellungs- und Verhaltensforschung im Laufe der letzten Jahrzehnte die Entwicklung zunehmend leistungsfähigerer Erklärungsmodelle. Dies gilt für die beiden am besten etablierten Felder der Verhaltensforschung, die Wahlverhaltens- und die Partizipationsforschung, noch stärker als für die Einstellungsforschung. Ausgehend von der zunächst getrennten Formierung einer soziologischen und einer sozialpsychologischen Schule setzte sich in der Wahlverhaltensforschung immer stärker die Vorstellung durch, dass sowohl die soziale Position von Menschen als auch ihre politischen Einstellungen eine wichtige Rolle für die individuelle Wahlentscheidung spielen und dass das relative Gewicht dieser Erklärungsfaktoren durch den Handlungskontext beeinflusst wird. In der Partizipationsforschung herrschte diese Sichtweise von Anfang an vor.

Sowohl die Weiterentwicklung der etablierten als auch die Entwicklung neuer Konzepte trugen dazu bei, die Erkenntnisse über die für das politische Verhalten von Individuen stetig zu vertiefen. Auch wenn einige frühe Erkenntnisse der empirischen Verhaltensforschung sich in wiederholten, in unterschiedlichen gesellschaftlichen, ökonomischen, kulturellen und institutionellen Kontexten durchgeführte Untersuchungen bestätigten, blieb die Forschung stets darum bemüht, die bewährten Erklärungen zu verbessern. Als Beispiele für die Weiterentwicklung eta-

blierter wahlsoziologischer Erklärungskonzepte seien die umfangreichen Forschungen über die Parteiidentifikation und – noch pointierter – über die Sachfragenorientierungen genannt. Zu den neueren Erklärungsfaktoren zählen die Berücksichtigung von Kommunikationsprozessen, der Rückgriff auf kognitive und emotionale Prozesse bei der Informationsverarbeitung und Urteilsbildung sowie die Einbeziehung von Kontextfaktoren.

Die theoretischen Innovationen wurden durch die Entwicklung neuer oder zuvor kaum genutzter Methoden begleitet. Auf dem Gebiet der Datenerhebung verdienen vor allem der zunehmende Rückgriff auf Experimente und die Verbindung von Umfragen und Inhaltsanalysen Erwähnung. Fortschritte bei der Erfassung von Einstellungs- und Verhaltensdynamiken dürften durch die Analyse von Panel- und *rolling cross-section*-Daten zu erzielen sein.

Das mit der Veröffentlichung dieses Handbuchs verfolgte Ziel besteht darin, dem Fachpublikum und einer breiteren, interessierten Leserschaft einen umfassenden Überblick über den aktuellen Stand der internationalen politikwissenschaftlichen Einstellungs- und Verhaltensforschung zu geben. Da die zu diesem Teilgebiet gehörenden Forschungsfelder einen unterschiedlichen Entwicklungsstand aufweisen und unterschiedlich breit in der politikwissenschaftlichen Lehre und Forschung verankert sind, haben sich die Herausgeber dafür entschieden, den Forschungsbericht auf die Analyse der politischen Kommunikation, der politischen Einstellungen, der politischen Partizipation und des Wählerverhaltens zu beschränken und zusätzlich Weiterentwicklungen der einschlägigen Methodenforschung zu berücksichtigen.

Die 29 Einzelbeiträge sind zu den fünf oben genannten thematischen Blöcken gruppiert und berichten über den Stand der internationalen Forschung, über die relevanten Forschungstraditionen und über ausgetragene Kontroversen. Einige Beiträge enthalten zur Illustration wichtiger Forschungsthemen und -resultate über Deutschland vorliegende, longitudinale Daten. Die Beiträge sind literaturgestützt und enthalten nur in Ausnahmefällen eigenen empirischen Analysen der Autoren.

Innerhalb der fünf Themenblöcke war das Setzen von Schwerpunkten notwendig. Dabei wurde angestrebt, neben den Standardthemen des jeweiligen Forschungsfeldes neue Fragestellungen und Entwicklungen zu berücksichtigen. Unter der Überschrift „Politische Kommunikation“ wird nicht allein über die klassischen Themenfelder interpersonale Kommunikation und Massenkommunikation berichtet, sondern auch über die speziellen Gebiete der Wahlkampfkommunikation und der Kommunikation in sozialen Netzwerken sowie über Analysen des Prozesses der Beschaffung und Verarbeitung politischer Informationen. Der Überblick über die politikwissenschaftliche Einstellungsforschung erstreckt sich einerseits auf breit und intensiv untersuchte Themenfelder (Wertorientierungen und Wertewandel, Einstellungen zur Demokratie, politisches Vertrauen, kognitives Engagement), schließt aber auch wichtige, jedoch weniger gut erforschte Gebiete wie den politischen Extremismus und die *policy*-Orientierungen ein. Der Bericht über den Stand der Partizipationsforschung folgt der Differenzierung zwischen den traditionellen (Wahlbeteiligung, Aktivitäten im Rahmen der parteienstaatlich-repräsentativen) und neueren Formen des Engagements (direktdemokratische und deliberative Aktivitäten). Die Darstellung des Standes der Wahlverhaltensforschung orientiert sich an den etablierten Forschungstraditionen (sozialstruktureller Ansatz, Parteiidentifikation, Themen- und Kandidatenorientierungen) und bezieht zudem einige spezifischere Forschungsperspektiven ein (kognitionstheoretische Ansätze, strategisches Wählen, Nebenwahlen). Anders als die thematischen Kapitel stellen die in den Methodenteil aufgenommenen Beiträge ausschließlich neuere Erhebungsmethoden vor. Sie haben in den letzten Jahren das Verfolgen neuer Perspektiven in der

politikwissenschaftlichen Einstellungs- und Verhaltensforschung ermöglicht und neue Erkenntnisse gefördert (Experimente, Implizite Einstellungsmessungen, Verfahren zur Messung von Informationsverarbeitung, neue Verfahren der Inhaltsanalyse sowie psychophysiologische Messungen).

Die trotz der breiten Anlage des Bandes verbleibenden Lücken im Überblick über die Felder der politikwissenschaftlichen Einstellungs- und Verhaltensforschung sind den Herausgebern bewusst. Jede Publikation erfordert Auswahlentscheidungen, die die subjektiven Präferenzen der Entscheidenden widerspiegeln. Die Behandlung oder Nichtbehandlung bestimmter Themen unterliegt aber zugleich auch dem Einfluss von den Herausgebern nicht oder nur in Grenzen zu steuernden Faktoren. Ungeachtet der daraus resultierenden Grenzen hoffen wir, den Lesern einen bündigen Überblick über die wichtigsten Themen der Analyse politischer Einstellungen und Verhaltensweisen geben zu können.

Abschließend möchten wir uns bei Jette Bergen, Marc Jacob und Paula Jöst bedanken, die uns bei der Finalisierung dieser Einleitung und des Handbuchs insgesamt unterstützt haben. Außerdem sind wir Beate Bernstein und Alexandra Beutelmann, die auf Seiten des Nomos-Verlags zum Gelingen dieses Projekts maßgeblich beigetragen haben, zu großem Dank verpflichtet.

Literatur

- Aarts, K., C. van Ham und J. Thomassen, 2017: Modernization, globalization and satisfaction with democracy. In van Ham, C., J. Thomassen, K. Aarts und R. Andeweg (Hrsg.): *Myth and reality of the legitimacy crisis. Explaining trends and cross-national differences in established democracies*. Oxford: Oxford University Press, 37–58.
- Abramson, P. A., 1983: *Political attitudes in America. Formation and change*. San Francisco: Freeman Press.
- Adam, S. und M. Maier, 2010: Personalization of politics. A critical review and agenda for research. In Salmon, C. (Hrsg.): *Communication Yearbook 34*. London: Routledge, 213–257.
- Adamic, L. A. und N. Glance, 2005: The political blogosphere and the 2004 US election: Divided they blog. In *Proceedings of the 3rd international workshop on Link discovery*. New York: ACM, 36–43.
- Adorno, T. W., E. Frenkel-Brunswick, D. K. Levinson und R. N. Sanford, 1950: *The authoritarian personality*. New York: Harper and Brothers.
- Ahn, T. K., R. Huckfeldt und J. B. Ryan, 2014: *Experts, activists, and democratic politics. Are electorates self-educating?* New York: Cambridge University Press.
- Aichholzer, G., H. Kubicek und L. Torres (Hrsg.), 2016: *Evaluation e-participation. Frameworks, practice, evidence*. New York: Springer.
- Ajzen, I., 1988: *Attitudes, personality and behavior*. Chicago: Dorsey.
- Ajzen, I. und M. Fishbein, 1980: *Understanding attitudes and predicting social behavior*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Akkerman, A., C. Mudde und A. Zaslove, 2014: How populist are the people? Measuring populist attitudes in voters. In: *Comparative Political Studies* 47: 1324–1353.
- Allport, G. A., 1935: Attitudes. In Murchison, C. (Hrsg.): *A handbook of social psychology*. Worcester: Clark University Press, 798–844.
- Almond, G. A., 1954: *Appeals of communism*. Princeton: Princeton University Press.
- Almond, G. A., 1996: Political science. The history of the discipline. In Goodin, R. E. und H.-D. Klingemann (Hrsg.), *A new handbook of political science*. Oxford: Oxford University Press, 50–96.
- Almond, G.A. und S. Verba, 1963: *The civic culture. Political attitudes and democracy in five nations*. Newbury Park: Sage.
- Almond, G. A. und S. Verba (Hrsg.), 1980: *The civic culture revisited. An analytic study*. Newbury Park: Sage.
- Altman, D., 2011: *Direct democracy worldwide*. New York: Cambridge University Press.
- American National Election Study, 2012: *The ANES guide to public opinion and electoral behavior*. Ann Arbor: University of Michigan.
- American Political Science Association, 1950: *Towards a more responsible two-party system*. New York: American Political Science Association.